
Bibl. Mont.
1628
1810,12.







<36630113610015

Rheinisches Archiv

für

Geschichte und Litteratur.

Herausgegeben

von

N. Vogt und J. Weitzel.

Jahrgang 1810. — XII. Heft, Dezember.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Gedichte.

Der Taunus, Ode an v. Fichard und Feyerlein; von Gerning. . . . . Seite 269

II. Adeline, Novelle; von K. Habermann. . — 274

III. Auszüge aus der Geschichte des rheinischen Bundes (Fortsezung); von Vogt. . . . — 295

IV. Geschichte der Zeit.

Frankreich; von Weitzel. . . . . — 325

Register und Haupttitel zum ganzen Jahrgang.

Diese Zeitschrift, deren erster Jahrgang nun in den Händen des Publikums ist, wird nach dem Plane fortgesezt, den die Herausgeber bis izt befolgt haben. Die Aufnahme, welche sie gefunden, macht ihnen die Fortsezung derselben zu einer angenehmen Pflicht, und sie werden nichts vernachlässigen, was ihren Werth erhöhen kann.

Die Geschichte der Zeit wird einen ständigen Artikel bilden, der alle bedeutende Ereignisse, welche auf das Schiksal der Völker einigen Einfluß haben, umfaßt. Obgleich die Schrift, ihrem Titel nach, zunächst für die an den Rhein grenzenden Länder bestimmt zu seyn scheint, so soll der Name doch weniger ihren Inhalt als ihren Ursprung ankündigen; und sie kann, selbst wo sie lokal ist, bei dem zusammenhängenden Staatensystem, das aus Europa ein organisches Ganze bildet, auch für die entlegenen Gegenden nicht ohne Interesse seyn. Sogar die frühere Geschichte der Rheingegenden, welche diese Zeitschrift aufzuklären und zu verbreiten sucht, bietet fernen Menschen, die an diesem Lande nicht den Antheil nehmen können, den der heimische, vaterländische Boden einflößt, ein großes, vielseitiges Interesse dar, weil die rheinische Geschichte mit den wichtigsten Epochen der Geschichte des größten Theils von Europa zusammenhängt.

Obgleich Gedichte und die schöne Litteratur überhaupt, in dem Plane der Herausgeber, nur eine untergeordnete Stelle einnehmen, so legen sie doch keinen geringeren Werth auf dieselbe, als auf die übrigen ernsteren Gegenstände. Das Gebiet der Politik ist oft so öde, daß man es gern für das ewig freundliche, blühende Feld der Kunst verläßt. Auch scheint es kein geringes Verdienst, das Lehrreiche mit dem Angenehmen in schöner Mischung zu geben.

I.

Gedichte.

Der Taunus.

Ode an v. Fichard und Feyerlein.

Taunus! dir und deinem Gefild' ertöne
Preisgesang, im Wonnegefühl des Dankes;
Dir, der Schöpfung Liebling, der Heilkraft Urquell,
Zierde der Landlust!

Von Tauniden freundlich bekränzt, umschlingst du,
Hier das Mainthal, dort die geschmükte Rheinflur;
Wo der Blik dich siehet, erscheint uns milder
Himmel und Erde.

Dir ja wirft Aurora den ersten Blik zu;
Phöbus Aufgang kündest du an dem Wand'rer,
Und sein Geist schwingt sehnend sich hin zu deiner
Glänzenden Höhe.

Sanft zu dir Umwohnende lokend, deutest
Du im Aether heitere Tag'; und trübe,
Wann du Stürm' und Regen als Wolkensammler,
Düster umhertreibst.

Wann die Sonne funkelnd in deinen Arm sinkt,
Glühst du zweimal oft, mit der Abendröthe
Duftgewand umhüllet, bis Venus blinkend
Leuchtet und Luna.

Lebenskraft und Lebensgefühl und Frohsinn
Giebst du dem Bedürftigen huldvoll wieder,
Der zu dir hinwallt, und den Balsam deiner
Geistigen Luft saugt.

Und Gesundheit spendest du mild aus reichem
Felsgeklüft'; an hundert beperlten Quellen
Bieten hundert Nymphen dem bangen Siechling
Thau der Genesung. *)

Auch der Heiltrank, welcher noch deutsche Kraft wekt,
Quillt aus goldnen Trauben an deinen Vorhöh'n,
Wo sich Hochheim hebt, und am Prachtgestade
Glänzet das Rheingau.

---

*) Anspielung auf die vielen Mineralquellen und Heilbäder, welche von dieser so schönen als wohlthätigen Gebirgskette ihren Ursprung haben.

Und dein Altking strahlt mit umkränztem Scheitel
Das Gestein, Ariovistus *) Schuzwehr,
Sieh, und Kronbergs Hügel, bedekt mit goldnen
Hainen Pomonus.

Seyd gegrüßt, Castanienwälder! Thalhöh'n!
Wo das Aug' hinschweifet in bläue Fernen,
Wo nur Anmuth wohnet, und Welschlands Lüfte
Wehen dem Waller.

Was erscheint ihm auf den gewölbten Grabhöh'n,
In des Vollmonds schwebendem Dämmerlichte?
Römer und Teutonen — doch Moos dekt ihre
Spuren der Nachwelt.

Auf zum Feldberg! Freundlich umschirmt sein Denkmal,
Brunehildis Lagergestein **), die Wandrer;
Seht, ihr Schuzgeist steigt mit der Opfersäule
Wirbelnd zum Frühlicht.

---

*) Laut einer alten Sage rührt der Staunen erwekende dreifache Steinwall auf dem Altkönig, ja selbst der Name des Berges, von Ariovist her, welcher dahin zog, als er in Gallien von Cäsars Kriegskunst besiegt worden, und mit Catumer, dem Heerführer der Catten, sich vereinend, hier am Hercynischen Hain Schuzwehren gegen den andringenden Cäsar errichtete, der Deutschland nur sah und — beschrieb.

**) Lectulus Brunehildis, nach Urkunden und Sagen also genannt. Ob es wohl die Austrasische Bettkönigin war, die den erhabenen Gedanken hatte, von hier aus ihr Reich zu überschauen? —

Nebelmeere wogen um seine Brust oft,
Wenn sein Haupt im Glanze des Himmels lächelt;
Und vor ihm da neigen sich weit in Teutschlands
Fluren die Brüder.

Vaterland! ich sehe die Felsenschaaren
Jener Römerhasser *) heranziehn, höre
Bardensang und Waffengeklirr im Bergthal
Schmetternd verhallen.

Horch! wie rauscht's durch Hadrians **) Lager herwärts,
Uiberdekt mit Latimus Heldentritten
Ist die Heerstraß, und von der Saalburg ***) blizen
Drohende Schwerter.

---

*) Der Verfasser möchte den Namen der tapfern Hessen, Hassi (Chassi v. Tacitus) lieber vom Hasse gegen ihren Erbfeind, als von Catten oder Katzen ableiten; eben so wie die Cherusker, Härzler, Härziger könnten geheisen haben.

**) Bei Heidenheim, oder Heddernheim, an der Nidda, war ein römisches Standlager (Colonia Castrensis.) Dorthin deutete zu Castell die platea eunti Niddam, und von da gieng eine gepflasterte Straße nach dem Gebirge hin, die noch an manchen Orten sichtbar ist und zu Cassel begann.

***) Die späterhin so benannte Saalburg bei Homburg scheint das erste Römer-Castell zu seyn, das Drusus nach seinem ersten Zuge gegen die Catten auf einem dazu wohlgelegenen, etwas abhängigen Rüken des Taunusgebirges errichtete.

Und der Aar steigt muthig von Drusus Grabstein *)
Hin zur hellaufstrahlenden Sonne, — seht sie,
Grüßt der Bergstraß' Höh'n und des Odenwaldes,
Und die Vogesen.

Uiber'm Maingau, über dem Donnersberge
Weilt sie sanft mit glühendem Blik, dort schwimmt sie
Stolz umher im spiegelnden Rhein, hier schmükt sie
Lachende Thäler.

Nah dem Himmel athmen wir nun, o Freunde!
Seinen Duft, nun schlagen bewegte Herzen
Harmonieen; — höret so tönt im Bergwald
Heerdengeläute.

Hört die Peitsch' in sausende Klüfte schallen,
Und der Hirten Flötengesang, Getön' der
Hörner und Schallmeien von Thal zu Thal uns
Festlich begleiten.

Taunus! der du Fluren des Vaterlandes
Liebend mit hesperischer Anmuth schmükest,
Höre lang noch teutschen Gesang, und weke
Thaten der Vorwelt!

---

*) In dem Schloßthurm zu Homburg ist ein in der Gegend ausgegrabener Stein gemauert, worauf zu lesen war: Hic jacet Drusus; vielleicht einer der Gedenksteine, welche die Legionen ihm hie und da sezten.

II.

A d e l i n e.

N o v e l l e.

„Ein Mädchen, das die Schönheit der Charitinnen hat, kann „nicht gesündigt haben.“ — Laidion, oder die eleusinischen Geheimnisse. 1r Theil. S. 107.

Adeline gehörte nicht in die kleine Klasse bezaubernder Schönheiten, die gleichsam, wie d'Arnaud sagt, Liebe gebieten. Sie frappirte nicht, sie riß nicht unwiderstehlich hin; sie konnte wohl gar in Frauenzimmergesellschaften von alltäglichen Männeraugen übersehen werden. Aber den feinern Beobachter interessirte sie bald, und hatte sie nur erst Aufmerksamkeit erregt, dann war sie schnell Schönheit und Grazie. Still und bescheiden, wie ihr Herz, waren ihre Reize; ihr ganzes Wesen sanft, wie der etwas flüsternde Ton ihrer Sprache. Unschuldig, wie ihre Empfindung, lacht' ihr Auge, und ihr Blik hatte — wie soll ich sagen —

etwas Heiliges und Heiligendes. Man fühlte sich in ihrer Nähe versucht, einen Gedanken von Vogt auf sie anzuwenden: »Lege ein reines Weib in dein Herz, so brauchst du nichts Erbauliches mehr zu lesen!« *) Ihr äußerer und innerer Karakter schwebte in steter Harmonie; sie hätte einem Maler das schönste Model zu einer Simplizität gegeben: — sie war eine Sakontala **).

---

*) Siehe Ideen von J. H. Vogt, herausgegeben für Vogts Freunde. 1792.

**) Wer diese Sakontala nicht kennt, muß sie ja noch kennen lernen. Jeder Mensch von unverdorbenem Geschmake muß von diesen Blumen Indiens, wie Forster sagt, entzükt werden. Dieser feine Sinn für jeden Reiz der Natur, diese heilige Unschuld in dem Schoose der Natur, unter den glühendrothen Blumen der Madhawipflanze und im Dufte der Mallika, diese holdselige Hinneigung des gefühlvollen Indiers zu jedem schönen Blümchen, zu jedem schönen Thiere, die bezaubernde überirdische Einfalt der liebevollen Sakontala, ihre Sittsamkeit, ihr Göttinnen-Herz — alles macht das rührendste Gemälde.

Sakontala ist ein neunzehnhundertjähriges Schauspiel, und sein Titel: »Sakontala, oder der »entscheidende Ring, ein Schauspiel von Kalidas. »Aus den Ursprachen Sanskrit und Prakrit ins Englische, »und aus diesem ins Deutsche übersezt, mit Erläuterungen »von Georg Forster. Mainz 1791.« Der Plan des Stükes ist einfach und läßt keine Episoden zu. Mit dem höchsten Scharfsinne benuzt Kalidas, der indische Schakespear, auch den geringsten gegebenen Umstand zu dem Zweke des Ganzen. Alles wirkt, alles ist in Thätigkeit. Der Dialog ist vortrefflich, und der indische Naturwiz trifft unmittelbar das Herz mit einer Feinheit, einer Wahrheit, die dem kultivirtesten Europäer nicht eigen sind. Man erlaube mir

»Ja so: in Indien war das Mädchen?»

Nein, mein Herr, es war in Deutschland; auch will ich Ihnen sagen, wenn Sie meine wahrhafte Geschichte nicht geradezu für eine Fabel erklären wollen, daß meine Adeline nur drei Stunden von einer gewissen protestantischen Universität lebte. Doch waren ihr die Herren, die man, ich weiß nicht warum, — vielleicht per antiphrasin — Musensöhne nennt, eben so unbekannt, als deren Kompendien. Sie hatte keine Bekannten in der Stadt, zum Studiren war sie auch nicht bestimmt, und so kam sie denn nie dahin. Ihr Vater, ein alter Mann und schon längst Wittwer, lebte auf einem schönen Landgute, das rundum von Waldungen umgeben war, still und eingezogen. Doch war er kein Timon; er erhielt aus einem benachbarten Landstädtchen zuweilen Besuche, und machte zuweilen deren, wenn die Jahreszeit einladend war.

Nur Adelinen hatte er in den Stürmen des Lebens gerettet. Seine Jugend war in mühseligen und unbelohnten Geschäften verblüht; seine Söhne waren an epidemischen Krankheiten, seine Gattin an mütterlichem Grame gestorben. Seine ehemals getheilte Liebe konzentrirte sich nun desto lebhafter in Adeline; sein Lieblingswunsch war, in ihrem Arme zum leztenmale die Sonne sinken zu sehen.

---

noch, ungeachtet der langen Note, Göthe's Epigramm hieher zu sezen:

Willt du die Blüten des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willt du, was reizt und entzükt, willt du, was sättigt und nährt,
Willt du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich, Sakontala, dich, und so ist Alles gesagt.

Wie man sein Liebstes pflegt, hatte er sie gepflegt, und ihre Erziehung mit seltener Sorgsamkeit geleitet. Die Natur war Adelinens Gouvernante; ohne ihren stets weisen und guten Rath that der Vater nichts. Um den guten Ton der sogenannten feinen Welt kümmerte er sich nicht, da er sich die seltsame Grille in den Kopf gesezt hatte: nur der Ton der Natur sey der gute. Man sieht wohl, daß sein Haus von Waldungen umgeben war. Adelinens Beschäftigungen schränkten sich auf den kleinen häuslichen Kreis ein; ihre Kenntnisse auf eine enge Encyklopädie des in strenger Hinsicht auf die weibliche Bestimmung zur Gattin und Mutter wahrhaft Wissenswürdigen; ihre Vergnügungen auf jene, welche überall die Natur giebt und die mit nichten die am wenigsten reizenden sind, ob sie gleich keine Schikaneder und keine Zauberflöten hat. So blieb Adeline im Schoose der Simplizität simpel, einfältig, im edelsten Sinne des Wortes, (denn von Natur sind wir es alle); sie blieb unschuldig, weil die Gegenstände um sie her das waren; gut, weil man sie nicht verdarb. — Der Stein der Weisen in der Erziehungskunst! — So wuchs sie auf, wie eine Rose in dem Thale, wo die Nordwinde vorübergehen, und in der Hize ein guter Baum beschattet. Sie sprießt, sagt Katull, einsam empor, nur von Lüften geschmeichelt und von dem Thaue des Himmels getränkt. Kein Hirt und keine Heerde nahet ihr.

An einem heitern Frühlingstage machte Herr Walder, Adelinens Vater, mit seiner Tochter eine Spazierfahrt in jenes Städtchen, dessen ich oben gedacht hatte. Er besuchte dort einen Jugendfreund, dessen Tochter Adelinens Freundin war. Sie fanden Gesellschaft, worunter auch ein Student von der nahen Universität, Namens Forber. Er war groß und regelmäßig gebaut, seine Phisiognomie kündigte den verständigen und gesezten Mann an, und trog auch nicht. Er war einer jener Menschen, die das sich stets gleiche Tem-

perament haben, das man Pflegma nennt. Dieses und die Grundsäze einer zwar sonst guten, aber doch pedantischen Erziehung, die den jungen Menschen gern recht frühe zu einem ausgebildeten Manne machen wollte, bewirkten nun zwar ein höchst regelmäsiges, abgemessenes Benehmen, eine sehr strenge Rüksicht bei jedem Schritte; aber freilich nicht jene wahre Kultur, die den innern und äußern Menschen in höhere Harmonie sezt, und unser Herz so unwiderstehlich einnimmt. Seine in der That blos negative Vollkommenheit ließ ihn freilich keine Fehler begehen; konnte ihn aber auch eben so wenig zu einer edlen oder großen Handlung antreiben. Dazu hatte er keinen Geist, das Feuer nicht, das dazu gehört, zu rechter Zeit kühn zu seyn, — über die Heken und Zäune zu springen, die uns den Weg versperren, — die Welt zu verachten im Gefühle unserer eignen Würde. Man kann in Nichts vortrefflich seyn, wenn man überall zu ängstliche Rüksichten nimmt; oft kann der edle Mann nur eine haben, und schenkt allen andern keinen Blik. Der blos kluge Mann mag ein guter Handelsmann, oder auch ein Apotheker seyn können; aber wichtig und von Einfluß auf Welt und Menschheit kann er unmöglich werden. Es ist schön, und gewährt ein ruhiges Leben, Gefahren zu vermeiden; dennoch ist es seliger, ihnen zu trozen und sie zu überwinden: keine Seligkeit ohne Thätigkeit der Kraft. —

In allen Zirkeln wurde Forber als der verständigste junge Mann gepriesen; aber die jungen Mädchen schwiegen gewöhnlich zu den Panegyriken der Frau Basen still, oder gestanden gähnend den Verstand zu. Zwar war Forber immer sehr höflich gegen das schöne Geschlecht; aber nie kam er auf den Gedanken, daß dies sehr wenig bei ihm ist. Seine Höflichkeiten schienen blos Tribute der bürgerlichen Urbanität zu seyn. Alle seine Handlungen und Bewegun-

gen hatten nichts von jener jugendlichen Lebhaftigkeit, wodurch der Jüngling, als solcher, interessirt. Er schien überall pflichtschuldigst und Kraft bestehender Geseze und Landessitten zu handeln. Die Karakteristik des Mannes schränkte sich deswegen auf den Saz ein: er ist ein Mann von guten Grundsäzen.

Forber empfand mehr Hochachtung für Adelinen, als er sonst für ein Mädchen empfunden hatte. Liebe konnte sein Gefühl wenigstens izt noch nicht genennt werden; sein Herz konnte nicht schnell von leidenschaftlichen Gefühlen ergriffen werden. Sein Kopf fand Adelinen hochachtungswürdig; sein gerader, moralischer Sinn ihr ganzes Wesen sittlicher und edler, als das seiner andern Bekanntinnen. Daher kam es denn, daß er sich mehr und lebhafter, als ihm sonst eigen war, mit ihr unterhielt; ein Beweis zwar, daß er sie vorzog, aber zugleich auch Beweis, daß er nicht liebte. Adeline bekam schon bei dieser ersten Bekanntschaft Achtung für Forbern; aber er schien ihr nicht im mindesten mehr interessant, als jeder achtungswerthe Mann. Herr Walder aber gewann den jungen Mann lieb, glaubte noch keinen so soliden Studenten gesehen zu haben, und bat ihn, er möge ihn zuweilen auf Waldenthal (so hieß sein Gut,) besuchen.

Es war schon sehr zu verwundern, daß der wohlbedächtige, phlegmatische Forber schon in den ersten vier Wochen einen Besuch auf Waldenthal machte, und noch mehr, daß er bald im Gange war, ihn öfters zu wiederholen. In dem fortgesezten freundschaftlichen Umgange ward er Adelinen und dem Alten immer werther. In der Einsamkeit, wo unsere Lage keine Wahl erlaubet, wird uns oft eine Person höchst schäzbar, die es unter andern Umgebungen wohl nie geworden wäre. Man schließt sich desto lieber an, je isolirter man ist. Dies war denn auch Adelinens Fall. Forbers

Gesellschaft ward ihr nach und nach — ungeachtet seiner trokenen Räsonnements und all seiner philosophischen Grandezza — fast unentbehrlich. Dem guten Alten gieng es eben so. Seine Pfeife Tabak und der Kaffee, den Adeline reichte, schmekte ihm in Forbers Gesellschaft noch einmal so gut, und stets wiederholte er: wollte Gott, es wären alle junge Leute wie Forber!

Indessen wurde Forbers Neigung zu Adelinen immer ernsthafter. Sein Vater kam izt auf die Akademie, um ihn von da abzuholen, und sagte ihm zugleich, daß er Hoffnung habe, ihn sogleich an eine vortheilhafte Stelle befördert zu sehen. Der Sohn konnte diese gute Gelegenheit nicht entwischen lassen, dem Vater seine Liebe zu Adelinen zu gestehen, und dieser, der keiner von jenen grausamen sultanischen Vätern war, die in den Romanen so viele Noth machen, sondern viel auf des Sohnes eigene Einsicht hielt, verlangte sie selbst zu sehen. Beide kamen also nach Waldenthal, und fanden den alten Walder ganz besonders aufgeräumt. Adeline selbst aber war ein wenig verlegen, vermuthlich weil sie Ahnungen hatte. Die beiden Alten wurden bald freundschaftlich und sogar vertraut, wozu Adeline auch dadurch beitrug, daß sie mit den Grazien einer Hebe den rheinischen Nektar in großen Pokalen reichte. Sie gefiel dem alten Forber so wohl, daß er nicht umhin konnte, seinem Sohne Lobsprüche wegen seines guten Geschmaks zu machen.

Forber hatte bis dahin noch keine Liebeserklärung gethan; aber izt gieng er an das Werk in einem so philosophischen Tone, wie noch keine Schöne seit der ersten Liebschaft im Paradiese gehört hatte. »Er entgegnete der hold»seligen Maid mit kortesischer Observanz«, und sezte sehr bündig auseinander, wie, was maßen und welcher gestalten er ihre Hand begehre. Es ist aber dennoch wahr, daß Adeline verwirrt wurde; allein freilich nicht wie ein Mäd-

chen, das den Erklärenden schon liebt. Indessen war doch Forber der würdigste junge Mann, den sie kannte; sie traute ihm auch wohl zu, daß er eine Frau glüklich machen könne. Daß sie fähig sey, unendlich mehr für einen Mann zu fühlen, als für diesen Verstandsmenschen, das wußte sie selbst am wenigsten: die Liebe — die allmächtige Beherrscherin der Götter und der Menschen — kannte das gute Kind noch nicht. Freilich, das wäre wohl desto besser für sie gewesen, wenn das so hätte bleiben können; aber wie konnte das seyn: sie trug ein Herz im Busen. In ihrer jezigen Lage konnte sie nichts anders thun, als den troknen, überlegenden Forber eben so troken und überlegend mit seinem Gesuche an die beiden Väter zu verweisen. Diese eröffneten sofort einen Kongreß bei der Bouteille, und da sie bald über den ersten Artikel: »Es soll künftighin zwischen den beiden Kon»trahirenden gutes Einverständniß und Freundschaft bestehen«, einig waren, so wurde im zweiten zur Befestigung und Garantie desselben die Verbindung der Kinder festgesezt. Abends war sodann große Illumination in den alten Köpfen.

Forber verließ nun die Akademie und reißte mit seinem Vater ab. Er hatte bisher ein ruhiges, geräuschloses Leben gehabt; aber von izt an schien das Schiksal seine philosophische Stoa auf die Probe sezen zu wollen. Denn schon kurz nach seiner Rükkehr in die Heimath hatte er das Unglük, seinen Vater zu verlieren, den er so sehr betrauerte, wie er es verdient hatte.

Adeline vermißte indessen wohl ihren Verlobten, aber der Liebe heiße Sehnsucht kannte sie so wenig, als die Liebe selbst. Sie verrichtete ihre häuslichen Geschäfte wie sonst, besuchte ihren Garten, oder las in stiller Laube ein Buch. In frühern Zeiten hatte sie wenig gelesen, und nie Romane; aber der belesene Forber hatte ihr Geschmak an Lektüre eingeflößt, und izt waren ihre Freistunden dem Gebrauche

einer Auswahl der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller gewidmet. So floß ihr ein Tag nach dem andern ohne Unruhe und ohne leidenschaftliches Verlangen hin; aber es giebt keine stete Ruhe: das Leben ist für die meisten Menschen eine Reihe von Katastrophen. —

An einem schönen Sommerabend gieng Adeline in den Garten. Es war heiß gewesen; aber izt rauschte der Wind kühlig, wie Gewitterluft, durch die Bäume. An dem Horizonte flogen einzelne dunkle Wolken hin. Die Frösche in den Teichen tönten in das Geflüster des Schilfrohrs ihre ewige Monotonie. Sonst alles stille, wie in Schlummer eingewiegt. Adeline saß in ihrer Laube und versank allmählig in jene unbeschreiblich süße Träumereien, die nur schöne Seelen kennen, die keine Feder beschreibt, und die mit aller ihnen eigenen Wehmuth lieblich sind, wie Träume, die ein höherer Geist in Edens Blumenthale den Entzükten zuweht. Es war Sonntag; Gesellschaften von Landleuten kehrten aus einem Dorfe, wo sie sich belustigt hatten, nach der Heimath zurük. Bald bliesen sie auf Baumblättern, bald sangen sie ererbte Volkslieder. Der herzliche Gesang der Dörferinnen, das naive Akkompagnement der Jünglinge, die einfache, sich selbst immer wiederholende Melodie rührte Adelinen in der gegenwärtigen Stimmung auf eine ungewöhnliche Weise. Von innerer Bewegung glühte ihr Herz wie ihre Wangen. In ihre Augen traten Thränen, und doch war sie zufrieden; sie fühlte ein süßes Sehnen, ohne gewissen Gegenstand. — Ach, ihr Herz dürstete nach unbekannter Seligkeit!

Noch in sich selbst versenkt saß Adeline, als ein Reuter längs dem Garten vorbeisprengte, an der Thüre abstieg und langsam nach der Laube gieng. Man konnte nicht wohl einen schönern Mann sehen. Sein Wuchs war der ideale des Apolls: jugendliche Stärke und männliche Anmuth in

vollester Uibereinstimmung. Sein Gang war edel und leicht; seine Kleidung geschmakvoll und einfach; sein Haar floß etwas phantastisch auf die Schultern.

Der Reuter näherte sich Adelinen und fragte mit einer höchst angenehmen, sonorischen Stimme: Hab ich etwa die Ehre, Mademoiselle Walder in Ihnen zu sehen? Auf die Bejahung der Frage fuhr er fort: so hab ich das Glük, mich selbst Ihnen als Vetter vorstellen zu können; ich heiße Florenburg. Adeline wußte recht gut, daß ein solcher Vetter in der Welt existire; aber überrascht von seiner Erscheinung wußte sie sich einer gewissen Verlegenheit, die sie sonst nicht kannte, nicht zu erwehren, und sagte, um derselben los zu werden, zu dem neuen Vetter: sie wolle ihn sogleich zu dem Vater führen. In der That hätte diese Vorstellung für Florenburg gar keine Eile gehabt; allein der Anstand befahl, ohne Umstände zu folgen. Glüklich für Adeline! Eine Unterhaltung mit diesem Jünglinge in dieser Stimmung wäre für ihre Ruhe gefährlich gewesen. Schon sein bloßer Anblik hatte sie gerührt, wie sie noch kein Mann, keine Umarmung gerührt hatte.

Der alte Walder freute sich herzlich, als er Florenburgs Namen hörte, denn er war der Sohn eines Verwandten, den er in seiner Jugend als einen liebenswürdigen Mann gekannt hatte. Der Sohn machte sich izt, wie ehedem sein Vater, geltend. Mit jeder Minute gewann er in der Meinung Walders und Adelinens. In seiner Phisiognomie mahlte sich seine ganze Seele mit allen momentanen Bewegungen und mit dem lebendigsten Ausdruke; vom regesten Feuer tiefer Empfindungen glänzten seine Augen. Alle seine Bewegungen hatten eine gewisse — ich möchte sagen — männliche Grazie. Hier war es leicht, auf den innern Menschen zu schliesen; man fehlte nicht. Er war jedem, der ihn sahe, sogleich interessant; bei ihm fühlte

man den Sinn eines Gedankens — ich glaube Plato's: — »Die Schönheit ist ein Privileg der Natur.« Im Allgemeinen war er sanft, freundlich und ruhig, so lebhaft auch seine Gefühle waren; aber stolz und groß, wo er die Superiorität seines Geistes geltend machen mußte. Er hatte Kenntniß des Menschen, seines Adels und seiner Schwäche; unterschied richtig, wo der eine oder die andre eingebildet sind, ehrte aber überall die Menschheit, deren hohe unveräußerliche Würde er in dem ewigen Diplome der Natur gegründet fand. Diese Empfindung flößte ihm eine gewisse universelle Hochachtung für die Menschen ein, und lehrte ihn, von den eigenthümlichen Fehlern und Fleken, welche man an den Einzelnen gewahr wird, diejenigen absondern, die man, ohne zu wissen, wie im Gedränge der konventionellen Verderbtheit an den Hals bekommt. Er war ein Verehrer der Religion; denn kein Geist von Rang und Würde, kein edles, gefühlvolles Herz kann die großen Ideen von Gott und Unsterblichkeit und den Glauben an sie entbehren. Ohne zu irgend einer Katheder-Parthie der Philosophen zu gehören, war er ein Freund jener Philosophie des Lebens, die man zu etwas brauchen kann, welche gute Menschen und brave Bürger macht, und welche uns faßlich und freundlich nicht in der scholastischen Kompendien-Sprache, sondern in allen Blüten schöner Geister — in Horazischen Oden — in Minneliedern — und überall anspricht, wo Wahrheit, Liebe und Schönheit walten. Er hatte viel Geschmak an den Sitten der höhern Kultur, ohne im mindesten steif zu seyn; er war zugleich der edelste und liebenswürdigste Jüngling. Nur seine Phantasie war vielleicht zu lebhaft und zu kuhn. Allein er stand noch in der glukseligen Periode, wo die Welt im Rosenlichte schimmert, (um etwas mit Wieland zu sagen), und wo das erwachte Herz so gern und so innig sich an Ideale hängt. Daher seine, wie man sagte, über-

spannte Begriffe von der Würde des weiblichen Geschlechtes, daher jene Aehnlichkeit in Denkungsart und Tone mit jenen, die man nur in den fabelhaften Zeiten der Chevallerie kannte; jener Anstrich von feierlichem Enthusiasmus in der Galanterie, den man in Zeiten findet, welche man des Genius wegen, der in dem Systeme der edlen Ritter herrschte, kaum barbarisch zu nennen wagt.

Florenburg war erst einige Tage in Waldenthal; aber schon glaubte er, sein weibliches Ideal in Adelinen gefunden zu haben. Von dem ersten Augenblike der Bekanntschaft an hieng er mit glühendem Interesse an ihr. Jener unwiderstehliche Reiz der ersten Liebe, der unerklärliche Magnetismus, der so unwillkührlich zu dem Gegenstande unserer Bewunderung hinzieht, jene höchste und reinste Theilnahme, welche der Liebende in der Nähe und im Anschauen seines Ideals fühlet, schloß Florenburg fester und fester an Adelinen. O, daß doch dieser Magnetismus nicht wechselseitig gewesen wäre! Zwar suchte Adeline mit der feinsten Delikatesse dem lieben Verführer auszuweichen; aber oft war sie ihm entgegen gegangen, wo sie ihm auszuweichen dachte: man weicht seinem Herzen nicht aus. Adeline vergaß Fordern, ehe sie es wußte; und als sie endlich noch ehrlich genug gegen sich selbst war, sich auf dieser Gleichgültigkeit zu ertappen, machte sie sich die bittersten Vorwürfe und vergoß tausend Thränen über ihr schwaches Herz. Dadurch wurde sie stiller und zurükhaltender; und jenes schmachtende Ansehen, das uns so mächtig an einem schönen Weibe interessirt, verschönerte sie noch in Florenburgs Augen.

Er wußte bis izt noch nichts von Adelinens Verlobung, ob es gleich für sie selbst rathsam gewesen seyn möchte, ihn unter der Hand davon zu unterrichten. Genug, es war nicht geschehen; und wäre der Erzähler auch verbunden, jeden großen und kleinen Umstand zu motiviren, er würde

doch der guten Adeline zu Liebe für diesmal eine Ausnahme von der Regel machen. — Eines Abends gieng unser liebendes Paar spazieren. Sie irrten nach ihrer Phantasie bald da- bald dorthin, theilten sich ihre Grillen und importante Nichts mit, und reflektirten über Glük und Schiksal. Es war schon spät, als sie an die Rükkehr dachten; wer neben der Geliebten nach der Uhr sieht, liebt nicht wirklich. Adeline schwebte im leichten, weißen Neglige, wie eine Titania, neben Florenburg. Ihr dunkles Haar floß im Hauche der Abendluft; von innerer und körperlicher Bewegung erhöhete sich der Rosenschimmer ihrer Wangen; ihr beseeltes Auge hieng schwimmend in Zärtlichkeit an Florenburgs Bliken; sie lauschte begierig dem Tone seiner Lippen; sie athmete seine süßen Reden wie Blüthendüfte ein; nur er war für sie da, keine Welt mehr! Sie hatte sich selbst verloren und wußt' es nicht; sie kannte keine Gefahren mehr, denn sie hatte aus der Lethe der Liebe getrunken: ihr ganzes Wesen war aufgelößt.

Nahe bei Waldenthal war ein Hügel, von Buchen beschattet, der die Aussicht in ein enges, aber romantisches Thal gewährte. Hier waren unsre beiden Visionäre stehen geblieben. Im Dämmerscheine der tausendfach besungenen und tausendfach bespöttelten Luna lagen schon Flur und Hain; und was auch die starken Geister der Anti-Lunianer sagen mögen, in solchen Stimmungen, von denen unglüklicher Weise die beiden Liebenden in diesen Augenbliken befallen waren, ist der Mondschein — zwar ein Nebenumstand — aber von so wichtiger Natur, daß ich, Schreiber des Gegenwärtigen, das größeste Bedenken tragen würde, ihn bei Auffezung des Verbalprozesses irgend einer Liebeserklärung, oder sonstigen merkwürdigen Liebeskatastrophe, außer Acht zu lassen; nicht zu gedenken, daß in der Liebe, wie in den Staats- und Kriegs-Aktionen, die sogenannten Nebensachen

oft gerade zur Hauptsache werden. — Die Natur war still, als lausche sie dem Gesange der Sphären; nur die Grille zirpte im Graße das heimliche, eintönige Lied.

Florenburg hielt Adelinens Hand in seinen Händen; verloren in jenes extasische Anschauen, das die Liebe des Edlen über jene des Faunen erhebt, bedekte er sie mit glühenden Küssen, drükte er sie in seine glühenden Arme. Erhaben über die Konventionen der leidigen, frivolen Etiquette (beide Worte kennt die Deutschheit nicht), durchdrungen von dem heiligen Feuer der Natur, hingerissen von dem Zauber der süßen Vertraulichkeit, erklärte er in regellosen Apostrophen Adelinen seine Liebe. Diese Erklärung hatte freilich ihre Eigenheit, so wie er selbst deren hatte; aber ist nicht ohnehin der Karakter der Liebe lyrisch?

Izt erst, in dieser entscheidenden Krise, und zum erstenmale seit ihrer Bezauberung, erwachte Adeline aus dem gefährlichen Schlummer. Sie fühlte zu gleicher Zeit die ganze Gewalt ihrer Leidenschaft für Florenburg und das Schrekliche ihrer Lage. Die Liebe hieß sie den Mann ihres Herzens in die Arme schließen; die Pflicht befahl, ihn kalt zurükzuweisen. In diesem Kampfe der Vernunft und des Herzens konnte sie weder der erstern, noch dem andern unbedingt folgen. Ihr reines, unverdorbenes Gefühl, das Bewußtseyn ihrer Würde, hieß sie beide durch Offenherzigkeit und Wahrheit vereinigen.

Und was ihr nun auch sagen und meinen mögt, ihr klugen und taktfesten Herren Vetter, Frauen und Jungfer Basen! — Adeline ist wahr, und die erste und heiligste aller Tugenden, besonders aller weiblichen Tugenden, ist Wahrheit; denn ohne diese giebt es keine Unschuld, und mit ihr ist sie noch da, wo ihr sie schon für verloren achtet. Und überdies ist es immer am besten, wie Menander sagt,

daß man die Wahrheit sagt; denn ohne Wahrheit kann man nicht ruhig leben. —

»Florenburg, sagte sie, es wäre vergebens, das Ge»ständniß zu unterdrüken, daß ich Sie liebe. Wie lange »mag ich schon Verrätherin an mir selbst gewesen seyn! — »O ruhig, ich bitte! — Ich mache auch dies Geständniß »ohne alle Bedenklichkeiten; denn Sie sind ein edler Mann »und werden es sicher unter allen Umständen bleiben. Ich »bin unglüklicher Weise bestimmt, Sie auf die Probe zu »stellen. Denn so lieb Sie mich auch haben mögen, und so »werth Sie auch mir sind, Florenburg, so waren wir doch »schon getrennt, ehe wir uns sahen. »Wenn schon ich», fuhr sie fort, die Fassung verlierend und indem sie ihr Gesicht an seiner Brust barg, »meinen Thränen nicht gebieten kann, so »werden Sie doch den Karakter des Mannes behaupten. — »Ich bin verlobt, Florenburg!»

Florenburg schloß sie im höchsten und glühendsten Affekte in die zitternden Arme. »Ich weiß nichts, und will auf »der ganzen Welt nichts wissen, du Engel, als daß Du »mein bist!»

Schweigend zog ihn Adeline fort und sie kehrten durch das Thal zurük. Nach einer langen Pause fragte Florenburg: »Liebte Adeline, als sie verlobt wurde?» — »Nein, »sagte sie, die Liebe kenn' ich erst seit Ihrer Ankunft.» »So bist Du — denn Du bist mein Du — auch nie verlobt »gewesen, Adeline!» — »O des Sophisten!» sagte sie wehmüthig lächelnd. — »Sollt ich Dir den Titel nicht zurükge»ben? Wer verlobt sich? Wer kann sich verloben? Ich »hoffe doch: nur Liebende? Wer heiligt solche Verträge? »Nicht die Liebe? Könnte ein edles Mädchen über seine »Person, wie über Sachen, disponiren? Wie? Handels»verträge machen? Kann man Eheverträge schließen, ohne »daß beide Parthien die erste moralische und physische Erfor-

»derniß dazu haben? Und das wäre nicht die Liebe? Und ein Kontrakt, wo sie gleichsam spottend nur vorausgesezt wird, wäre dennoch gültig? — Gott bewahre!»

Mit diesem Ausrufe waren sie auf Waldenthal, und Adeline fühlte sich ruhiger, den verführerischen Sophisten zum Schweigen gebracht zu sehen. Der Vater war schon zu Bette, und hatte so den jungen Leutchen den natürlichsten Verweiß über den ewigen Spaziergang gegeben.

Adelinens Mädchen, dem man auf den ersten Blik ansehen konnte, daß es etwas auf dem Herzen habe, ergriff begierig die erste Gelegenheit, wo es sie allein sprechen konnte, ihr zu erzählen, was es, aus Magd-Delikatesse möchte ich sagen, im Beiseyn von Florenburg nicht mogte, daß Herr Forber diesen Abend angekommen sey, und als er gehört habe, daß Herr Walder schon zu Bette, Mademoiselle aber mit einem Vetter, welcher sich seit einigen Tagen da aufhalte, noch auf einem Spaziergange wäre, so hätte er sich entschlossen, sie aufzusuchen; er müsse sie aber verfehlt haben, da er nicht mit ihnen zurükkomme. Nichts war natürlicher als diese Vermuthung, und Adeline erwartete von Minute zu Minute Forbers Zurükkunft. Florenburg war schon auf seinem Zimmer und wußte nichts von diesen Erwartungen.

Indessen wartete Adeline vergebens. Forber hatte die Spazierenden wohl angetroffen, und zwar in dem Augenblike, als sie auf dem Hügel ankamen. Ein schlimmeres Mal-apropos war gar nicht denkbar. Wie der philosophische Forber zum erstenmale in seinem Leben auf den unseligen Gedanken kam, zu lauschen, weiß der Himmel; aber nie konnt' er es zu einer ungelegnern Zeit thun. Besann er sich nicht, daß der ehrliche Mann nie lauscht, sondern diesen Kunstgriff — der mit dem Brieferbrechen unmittelbar in einen und denselben Rang gehört — niedrigen Seelen und

Banditen überläßt? Man nenne diese Aeußerung nicht hart: es ist auch von einer harten Sache die Rede. Wer mich belauscht, entwendet mir Heiligthümer, die ich in Sicherheit glaube, vielleicht Geheimnisse, die mir theuerer als das Leben sind, und sezt mich noch dabei der entsezlichen Gefahr aus, den Vertrauten für den Verräther zu halten. Sage doch niemand: man könne ja auch in unschuldiger Absicht lauschen; ich gebe ihm für diese Bemerkung ein strenges Dilemma zurük. Glaubt nämlich der Lauschende, er würde Sachen hören, die man ihm selbst nicht mittheilen mögte, so ist er offenbar niederträchtig und dem Brieferbrecher gleich; glaubt er, Sachen zu hören, die man ohnehin in seiner Gegenwart sagen würde, so ist er höchst lächerlich, sich eines so unfeinen Mittels ohne alle Noth und Zwek zu bedienen.

Forber ward für die Immoralität seiner Handlung sogleich bestraft; denn so wurde er Ohrenzeuge der Konfessionen der beiden Liebenden. — Ich glaube, daß es wenige Erzähler diesseits und jenseits des Rheins geben mag, die eine so schöne Gelegenheit, eine Szene im großen Geschmake zu geben, ungenüzt hätten entwischen lassen. Ich konnte so leicht den Forber seinen sonstigen Gleichmuth verlieren, aus dem Hinterhalte hervorbrechen, Mord und Tod vor ihm hergehen lassen. Adeline wäre straks in Ohnmacht gefallen. Florenburg hätte sie in dem linken Arme gehalten, und dennoch mit dem rechten den großen Forber zu Paaren getrieben. Voilà c'est comme il faut! Aber für's erste hab' ich mich mit Mord und Tod sehr in meiner Gewalt; für's zweite sind sämmtliche interessirte Parthien, so gut wie ich an dem Schreibtische, ohne Wehr und Waffen; für's dritte ist Forber ein Philosoph, und ich bitte, soll ich aus einem Philosophen einen Orlando furioso machen? — Ja? — Ei so macht Ihr! —

Aber was machte denn Forber nun? Er mußte doch etwas machen! Mußte? Er machte aber nichts, denn daß er wieder fortgieng, ist doch, hoff' ich, nichts gethan; wenigstens wüßte ich nicht weniger zu thun, und wenn es eine Preisaufgabe für den gegebenen Umstand wäre. Ob er nichts bessers thun konnte? Nicht daß ich wüßte! Duelliren? Mit wem denn? Auf Florenburg war er ja gar nicht böse. Sich todschiesen? — Je doch. Es giebt wenige Menschen, und fast nie Philosophen, die sich mit Anstand todschiesen können, und unter vielen Millionen Menschen nicht einen, dem das Schiksal die Befugniß dazu giebt. — Genug, Forber gieng auf ein Dorf, eine halbe Stunde von Waldenthal. Noch lag Adeline im Fenster und harrte auf ihn, zwar nicht mit Sehnsucht, aber mit desto mehr Bangigkeit; je mehr sie an ihre Lage dachte, desto stärker schien sie ihr gleichsam einem Knäul verwirrten Zwirns zu gleichen. Allein statt Forbers erschien endlich ein Bote mit einem Briefchen, des Inhalts:

»Forber an Adeline.

»Vergieb: ich habe Dich und Deinen Geliebten be»lauscht! — Du bist von dem Gelübde, das Dich an mich »band, feierlich losgesprochen. Wir sehen uns nie wieder: »drum leb' auf immer wohl!

Forber.»

Adeline war unbeschreiblich schmerzlich überrascht. Sie fühlte die Demüthigung ihrer Schwachheit im vollesten Maaße; sie fühlte in dem Innersten ihres Herzens, daß Forber das nicht um sie verdient habe. Dennoch war es nicht möglich, das Geschehene ungeschehen zu machen. Was sollte sie thun? Was sollte sie dem gekränkten, braven Manne sagen? Und doch mochte sie den Boten nicht ohne irgend eine Antwort von sich lassen. Sie schrieb also:

»Adeline an Forber.

»Ich habe in Ihnen, theuerer Forber, einen edlen »Mann beleidigt, und kann ihm keine Genugthuung »geben, kann keine Verzeihung fordern. Dennoch bin ich »kein unedles, aber wohl ein schwaches Mädchen, das »noch keines Menschen Verachtung verdient. — Von »meiner wiedergegebenen Freiheit werde ich keinen Ge»brauch machen; ich kann nie vergessen, daß ich eines »vortrefflichen Mannes Verlobte war.

Adeline.»

Adeline war von Kindheit an gewöhnt, ihren guten Vater zum Vertrauten in allen ihren kleinen Angelegenheiten zu machen. Dieses kindliche Zutrauen verdiente er auch; denn er war zugleich ihr Freund, und nie mußte sie ihre Offenherzigkeit, selbst nach dem Eingeständnisse von Fehlern nicht, bereuen. Am andern Morgen stattete sie ihm also mit rothgeweinten Augen Bericht von den Vorfällen des vorigen Tages ab, und der alte Mann, der so viele nöthige Verweise zu geben hatte, schloß sie dennoch in seine Arme und nannte sie seine gute, offenherzige Tochter. Er suchte sie vor allen Dingen zu beruhigen, und widersprach nicht einmal ihrem Entschlusse, nun ledig zu bleiben, da er ihn als die Wirkung stürmischer Gefühle ansah, die nicht dauernd seyn könnten. In einer besondern Unterredung bestimmte er Florenburg, abzureisen, und versprach, ihn zurükzurufen, wenn Forber fest auf einer Trennung bestände. Sodann schrieb er an Forber, und suchte ihm aus dem ganzen Vorfalle eine jugendliche Mädchen-Uibereilung zu machen und die Sache wieder in das rechte Geleise zu bringen. Allein er kannte Forbern nicht ganz; dieser sah diesmal mit richtigern Augen, hielt das Uibel für unheilbar, und schrieb ihm,

daß er sich nie entschliesen könne, Adelinens Glükseligkeit im Wege zu stehen u. s. w.

Indessen sah Florenburg Adelinen als frei an, und ertrug seine Verbannung mit so vieler Gelassenheit, als es bei ihm möglich war. Seine Neigung für Unabhängigkeit und Natur hatte ihn bestimmt, sein Vermögen zum Ankaufe eines schönen Landgutes in der Nähe einer großen Handelsstadt anzuwenden, von dessen Ertrage er recht gut leben konnte. Man hatte ihm Stellen angetragen und er schlug sie aus; er wußte nur zu wohl, wie schwer es ist, in öffentlichen Stellen der Welt wahrhaft nüzlich zu seyn, und wie oft in dieser Hinsicht der Kartoffeln pflanzende Bauer den wirklichen Geheimderath zurüksezen könnte. Während seines provisorischen Exils korrespondirte er, zwar nicht mit Adelinen, aber doch mit dem Vater, der ihn selbst dem troknen Forber vorzog, aber es für Pflicht hielt, das geschehene Verlöbniß so lange als möglich zu handhaben. Adeline überließ sich ihrem stillen Grame und griff dem Schiksale nicht vor. »Wie Sie wollen, Vater, sagte sie, Ihr Wille soll mir Gottes Wille seyn.» So floß ein halbes Jahr einförmig hin.

Wer am Ende den Knoten noch lösen mußte, war doch der in der That edle Forber. Er meldete nämlich um diese Zeit dem alten Walder, daß er so glüklich gewesen sey, ein Mädchen zu finden, das ihm Adelinens Verlust erseze, und daß er nun nur noch den einzigen Wunsch habe, auch diese glüklich zu wissen. Nach diesem entscheidenden Schritte mußte er bald diesen Wunsch gewährt sehen. Herr Walder sagte seiner Tochter, daß er durch diesen Wechsel der Dinge verbunden sey, sein Wort zu halten und Florenburg zurükzurufen. Er wolle aber ihr selbst den Auftrag geben, das zu thun.

Mit einem Strome wonnevoller Thränen, ausgepreßt durch das Uiberraschende ihres Glükes, brachte sie endlich folgende Zeilen aufs Papier:

»Adeline an Florenburg.

»Mein guter Vater trägt mir auf, Dich in meine »Arme zurükzurufen. Ich soll noch glüklich werden, Flo»renburg; ich fühle, wie sehr ich es seyn werde, und »meine Freudenthränen lassen mich nicht schreiben.«

III.

Auszüge
aus
der Geschichte des rheinischen Bundes.

(Fortsezung.)

Die drei Suffraganate der Mainzer Metropolitankirche längs dem Rhein hinauf waren Worms, Speyer und Straßburg. Sie richteten sich sowohl in geistlichen als weltlichen Anstalten nach diesem Hauptsize. Als die alte Metropolis Mogontiacum, welche größtentheils in einer Festung bestunde, durch die Wenden und Hunnen so lange zerstört lag, schien Worms sowohl in geistlicher als weltlicher Hinsicht die erste Stadt des rheinfränkischen Herzogthums geworden zu seyn. Seine Bischöffe übten eine Zeitlang Metropolitanrechte aus. Der königliche Pallast machte sie zum

Size der Kaiser und Versammlungsorte des gesezgebenden Volkes. Die rheinfränkischen Herzoge hatten darin ihren beständigen Aufenthalt, und nannten sich auch vorzüglich Grafen von Worms. Die älteste deutsche Ritterfamilie, die von Dahlberg, waren ihre Kämmerer. Wir finden in Schannats Geschichte dieses Hochstiftes eine Urkunde von Dagobert I. angeführt, worin dieser König der Domkirche zum heiligen Petrus viele Güter im Worms= und Lobdengau, das Forstrecht im Odenwalde, ja sogar seine Palläste in Neuhausen und Ladenburg geschenkt haben soll. Das Original davon hat sich in spätern Zeiten nicht vorgefunden; indessen beziehen sich doch die ächten Urkunden auf diese Schenkungen; und aus der achten dort in Schannats Geschichte angeführten wird es deutlich, daß sich das Gebiet der Wormser Kirche unter den Carolingern schon über Wimpfen und einige dabei gelegene Orte erstrekt habe.

Unter der sächsischen Dynastie war Bischof Hildebold Freund und eine Zeitlang Kanzler der Kaiser. Er benuzte sein Ansehen zur Erweiterung seiner Gerechtsamen, und ließ sich von Otto III. die gräflichen Rechte über seine Kirchengüter ertheilen. Burkart I., ein Zögling und Liebling des Erzbischofs Willigis von Mainz, kriegte zuerst mit Otto, Herzog in Franken, welcher zu Worms seinen Siz hatte; und da nach der Hand durch seine und Willigisens Vermittelung Heinrich II. Kaiser geworden war, vermogte dieser sowohl den Herzogen als den Grafen Buzelin, einen großen Theil ihrer Güter und Gewalt an das Bißthum zu übertragen. Burkart hatte dadurch nicht nur das Gebiet seiner Hauptkirche und auch der in Wimpfen erweitert, sondern er legte auch der zu Neuhausen neue Güter bei, und verwandelte den herzoglichen Pallast in eine Kirche, welche er dem Apostel Paulus zu Ehren einweihte.

Indessen konnten die Bischöffe von Worms doch nie ihr Gebiet so sehr erweitern, als die übrigen geistlichen Fürsten am Rhein; denn eben dadurch, daß Worms so lange ein Hauptsiz der Kaiser, besonders aber der rheinfränkischen Herzoge war, blieb ihre weltliche Macht eingeschränkt. Diese Herzoge, welche nach der sächsischen Dynastie Kaiser wurden, beschenkten zwar die Kirchen mit Gütern und Freiheiten; allein sie behaupteten mit Kraft ihre weltliche Würde. Als an deren Stelle die Pfalzgrafen gekommen waren, so nahmen sie die herzogliche Gewalt an ihr Haus auf, und die Bischöffe mußten sich gefallen lassen, sie wenigstens als Lehensleute und Kirchenvögte ihrer Kirche zu verpflichten, da sie selbe sonst als mächtige und gefährliche Nachbarn hätten fürchten müssen. Heidelberg, Ladenburg und andere Ortschaften und Rechte, welche die Wormser Kirche im Lobdenund Elzergaue besessen hatte, gab Bischof Heinrich II. als Lehen an das pfalzgräfliche Haus; andere Lehen im Wormsund Nahgau gaben sie den Grafen von Leiningen und Zweibrüken rc. So geschahe es, daß sie zwar eine große Dioeces, aber ein kleines Fürstenthum erhalten haben. Man kann den heiligen Burkart I., wie Willigis von Mainz, als den Gesezgeber von Worms ansehen.

Die Archidiakonate der geistlichen Regierung waren den vier Hauptstiften des Bißthums, nämlich der Domkirche, der Kirche zu St. Peter in Wimpfen, welche Bischof Chrotold im Jahre 451 gestiftet haben soll, der Kirche zu Neuhausen, und der von Burkart selbst gestifteten Kirche in Worms zu St. Paul beigelegt. Unter dieselben waren zuerst acht, hernach zehn Landkapitel oder Landdechaneien vertheilt, nämlich Dierenstein mit 21, Guntersblum mit 15, Dahlsheim mit 22, Neuleiningen mit 26, Freinsheim mit 12, Landstuhl mit 21, Wein-

heim mit 22, Weibstadt mit 53, Schweigern mit 32, und Heidelberg mit 15 Pfarreien.

Das weltliche Gebiet der Bischöffe von Worms bestand nur aus fünf Aemtern, nämlich Dierenstein, Lampertheim oder Stein, Neuleiningen, Horchheim und Neuhausen. Burkart sezte über sie Amtleute und einen Obervogt oder Hausmaier, welcher hernach den Namen Vizthum erhielte. Er schrieb hierauf ein eigenes bürgerliches Gesezbuch für seine Leute und Unterthanen, und stellte über sie Richter und Gerichte an, welche ihre Jurisdiktion auch über die Bürger der Stadt erstrekten. Er umgab Worms mit Mauern und Gräben und baute neue Häuser und Kirchen zu seiner Verschönerung. Er regierte mit seinem Kapitel und seinen Ministerialen den geistlichen und weltlichen Staat; und wenn sich sein fürstliches Gebiet auch nach der Hand verminderte, so finden wir doch seine Nachfolger als Oberlehenherrn der Pfalzgrafen, der Grafen von Leiningen, Zweibrüken, Saarbrüken, Nassau, Veldenz und Spanheim. Viele Herrn dienten ihnen sogar als Hofbeamten mit dem Titel von Marschällen, Jägermeister, Mundschenken und Küchenmeistern. Sie mußten dieser Würde wegen mehrere Fehden mit ihren Nachbarn und Unterthanen ausfechten, welche anzuführen außer meinem Zweke ist. Keine Klasse derselben machte ihnen aber mehr zu schaffen, als die Bürger von Worms selbst.

Es ist wahrscheinlich, daß Hildebold und Burkart von den Kaisern zugleich auch die Grafengewalt über die Stadt erhalten haben. Wenigstens übten ihre Nachfolger das Recht aus, derselben ihre Richter und Stadtgrafen zu geben. Sie ertheilten den vorzüglichsten Bürgern das Münzrecht, und machten die übrigen von dem Kopfgelde frei. Die Geseze, welche Burkart für seine Stiftleute schrieb, schienen auch ihre Kraft über die Stadt verbreitet zu haben.

Als die Herzoge von Rheinfranken, welche zu Worms ihren Siz hatten, zugleich Kaiser wurden, unterstüzten sie die Bürger gegen die Gewalt ihrer Bischöffe, und diese hiengen ihnen mit offener Ergebenheit an, weil sie sich durch deren Würde und Macht selbst geehrt glaubten. Wir finden daher in dem Streite Heinrichs IV. und seiner Nachfolger mit dem päbstlichen Stuhle die Bischöffe mit ihrer Geistlichkeit auf der Seite des Pabstes und die Bürger von Worms auf der Seite ihrer Kaiser. Sie trieben ihren Bischof Adalbert, welcher sich gegen Heinrichen erklärt hatte, aus der Stadt und zogen mit Jubel und Fohloken dem Kaiser entgegen, als er gen Worms kam. Sein Einzug schien ein Triumph zu seyn. Die Bürger schwuren ihm, seine Rechte und Würde mit ihrem Blute zu vertheidigen, und er gab ihnen einen großen Freibrief, wodurch er sie von der gemeinen Gerichtsbarkeit losspricht. Aus Dankbarkeit errichteten sie ihm ein Denkmal, mit der Innschrift:

DIVO. HENRICO. IIII. ROM. REGI. AUG.

VANGIONES.

GRATIAS. IMMORTALES. DEBERE. NULLO.

SAECULO. NEGABUNT.

Heinrichen IV. dem geheiligten römischen Könige und Augusten werden

die Bürger von Worms

ewigen Dank schuldig bleiben.

Der Bischof wurde zwar durch die bei Tribur gegen den Kaiser versammelten Fürsten geschüzt; allein da er bald hierauf die Waffen ergriff, gefangen und seiner Würde entsezt. Die Kaiser wollten nun die Rechte ihrer Vorfahren

geltend machen, und den bischöflichen Stuhl mit ihren Kreaturen besezen. Zuerst gab Heinrich V. das Bißthum einem Benediktinermönche von Lorsch, Eppo mit Namen, und als die Chorherrn nach dessen Tode Burkarten II. gewählt hatten, vertrieb er ihn, wie Adalberten, von seinem Stuhle, und sezte einen gewissen Arnold an seine Stelle.

Durch diese Streitigkeiten verloren die Bischöffe ihr Ansehen und ihre ehemalige Gewalt, und die Bürger benuzten die ihnen so günstige Zeit, um ihre Freiheiten zu vermehren. Kaiser Friedrich I. gab der Stadt Worms eine Verfassung, wodurch zu den von dem Bischoffe angesezten zwölf Richtern noch acht und zwanzig aus der Gemeinde genommen wurden, welche vierzig Magistratspersonen die Gemeinde regieren sollten; und Bischof Konrad II. mußte sie bestätigen. Die Bürger glaubten dadurch der bischöflichen Regierung entledigt zu seyn, und machten diese ihnen von dem Kaiser gestatteten Freiheiten schon im Jahre 1231 gegen den Bischof Heinrich II. geltend.

Dieser kriegerische Prälat war ein Bundesgenosse des eben so kühnen Erzbischofs von Mainz, Siegfried III., und wollte, wie dieser die Bürger von Mainz sich unterwürfig gemacht hatte, ein gleiches bei jenen von Worms versuchen. Er besezte die Stadt mit bewaffneten Leuten, zerstörte das Rathhaus und unterwarf sich die Bürgerschaft. Da er aber bald hierauf in der mit Siegfried gegen den Landgrafen von Thüringen unternommenen Fehde in Gefangenschaft gerieth, mußte er, wie dieser, im Jahre 1233 mit der Stadt Worms einen Vertrag eingehen, welcher der Grund ihrer künftigen freien Verfassung wurde. Es wurde nämlich zwischen beiden Theilen ausgemacht, daß der Bischof neun Bürger ernennen sollte, welche er zu seinem und der Stadt Nuzen für tauglich hielte. Diese sollten alsdann aus den ritterlichen Geschlechtern sechs Biedermänner wählen, welche fünfzehn Personen

den Rath ausmachen, und in ihrem und des Bischofs Namen das gemeine Wesen verwalten würden. Diesem Rathe wurde auch die Gewalt ertheilt, unter Leitung des Bischofs die Stadtschultheißen und die Richter zu ernennen. Die fünfzehn vom Rathe wählten ferner aus jeder der vier Stadtpfarreien vier redliche Bürger, zusammen sechszehn, als Vorstände der Gemeinde; sie hatten die gemeinen Beiträge einzutreiben und zu der Stadt Nuzen zu verwalten.

Durch diesen Vertrag hatten die Bürger zwar große Rechte erworben; allein der wichtigste Antheil der Regierung blieb doch immer in den Händen der adelichen Geschlechter; denn sie allein herrschten im Rathe, und selbst die sechszehn Bürger, welche die Gemeinde vorstellen sollten, wurden von ihnen gewählt. Die Zünfte und gemeinen Bürger sahen diese Vorrechte der Patrizier mit neidischen Augen an; sie versammelten sich in einem gemeinschaftlichen Hause, und forderten gleichen Antheil an dem Stadtregimente. Als im Jahre 1295 das Mißvergnügen in einen förmlichen Aufruhr auszubrechen schien, wollte Bischof Emicho die Zwietracht der Bürger zu seinem Vortheil benuzen. Er versprach den Gemeinen, sie gegen die alten Geschlechter zu unterstüzen, und nur sie in Ertheilung der Aemter zu begünstigen. Er hoffte, wenn er die Adelichen gestürzt haben würde, seine Herrschaft um so sicherer über die Gemeinen zu erweitern, worunter er sich einen großen Anhang erworben hatte.

In diesem Drange suchten die Patrizier die Hilfe Kaiser Alberts I. nach; und da dieser seinen Gegner Adolf bei Gelheim geschlagen hatte, zog er siegreich in Worms ein, und bestätigte deren Vorrechte und bürgerliche Gewalt. Der Haß, welcher bisher die Bürger entzweit hatte, fiel nun gänzlich wieder auf die Bischöffe. Die alten Geschlechter wußten die Gemeinen durch Mäßigung und einige Freiheiten, welche sie selben gestatteten, zu gewinnen, und

erweiterten dadurch die ihrigen gegen die bischöfliche Regierung. Wir finden nun einen anhaltenden Streit zwischen der Geistlichkeit und der Stadt. Von Emicho bis auf Johann III. aus dem Geschlechte der Dahlberg mußten die Bischöffe theils durch Verträge, theils durch Gewalt ihre Rechte gegen die Bürger verwahren, und diese griffen öfter zu den Waffen, um ihre Freiheiten zu erweitern.

Unter Johann II. brach die Wuth der Bürger in eine offene Fehde aus. Sie zogen mit Waffen und ihren Stadtfahnen gegen den Bischof und die Geistlichkeit zu Felde, sie verwüsteten ihre Güter und Häuser, und führten, wen sie von ihnen zu Gesicht bekamen, gefänglich nach der Stadt. Johann III. (von Dahlberg) welcher sich durch seine Klugheit und Gelehrsamkeit in ganz Deutschland berühmt gemacht hatte, mußte seinen Siz zu Ladenburg oder Heidelberg bei seinem Freunde, dem Kurfürsten Phil pp, aufschlagen, um nur gegen die Anfälle des aufgebrachten Wormser Volkes sicher zu seyn. Da er sahe, daß er die Bürger mit Waffen nicht bändigen konnte, brachte er endlich seinen Rechtsstreit mit der Stadt vor die höchsten Reichsgerichte, durch deren Ausspruch die Gemeinde eine solche Verfassung erhielte, daß beider Theile Rechte ungekränkt und die bürgerlichen Verhältnisse für die Zukunft fest gegründet blieben.

Es wurde nämlich ausgemacht, daß der Rath aus sechs und dreisig Personen, nämlich sechs von der Ritterschaft, zwölf von den alten Geschlechtern, und achtzehn aus den Zünften bestehen sollte. Erstere wählte der Bischof nach altem Gebrauche unter seinen Adelichen und Lehnleuten; von den zwölfen wahlten sechs die Geschlechter selbst, sechs nahm der Bischof aus den ihm von diesen und der Ritterschaft vorgestellten neun Männern oder Neunern. Waren aber die sechs von den Geschlechtern und die sechs von der Ritterschaft nicht einig, so entschied das Loos. Die lezten oder Zünfti-

gen wurden aus den siebzehn Zünften *) also gewählt, daß von einer jeden derselben dem Bischoffe zwei Männer vorgeschlagen wurden, wovon er siebzehn zum Rathe sezte. Diese wählten alsdann wieder zwei Männer, woraus der Bischof dann auch den achtzehnten Rathsmann erkießte. Der ganze Rath von sechs und dreisig Gliedern schlug jährlich demselben zwei aus der Ritterschaft und zwei aus den Zünften vor, wovon er einen zum Städtmeister, den andern zum Bürgermeister ansezte. Den Stadtschultheisen, den Stadtgrafen und die Gerichtsschöffen wählte der Bischof aus den abgehenden Rathsgliedern, doch so, daß meistens zwei aus der Ritterschaft, vier von den Geschlechtern und sechs von den Zünftigen zu Gericht saßen.

Im übrigen hatte der Bischof Emmerich eine eigne Verwaltung für die Juden angesezt, deren Anzahl sehr groß war, öfter verfolgt, aber auch öfter zum Aufruhr geneigt war. Die hebräische Gemeinde erhielt einen aus ihr gezogenen eignen Rath von zwölf Personen und einen Vorsteher. Dieser wurde, weil er im Namen des Bischofs regierte, der Judenbischof genannt.

Unter der fränkischen Kaiser-Regierung war Worms eine der ersten Städte am Rhein. Unter Konrad II. und Heinrich III., welche ihre Familiensize dort hatten, erhob sie sich vorzüglich durch Freiheiten und den Aufenthalt des Hofes. Zur Zeit des Städtebundes wuchs ihre Bevölkerung, ihre Industrie und ihr Handel. Das Emporkommen von

---

*) Die siebzehn Zünfte waren die Mezger, Weber, Schilder, Krämer, Schneider, Bäker, Faßbender, Akerleute, Schmiede, Schuster, Lauerkärcher, Weinschröter, Fischer, Saktrager, Weingartsleute, Zimmerleute und Kirschner.

Mainz und Frankfurt, besonders aber der Glanz der Pfalzgrafen, von dessen Gebiete sie umgeben war, entzog ihr zwar manche Kraft und manches Gewerbe; sie blieb aber bis auf unsere Zeiten, und selbst unter ihren Trümmern immer noch ein ehrwürdiges Denkmal alter Bürgerschaft.

Unter der fränkischen Monarchie erweiterten auch die Bischöffe von Speyer sowohl ihr geistliches als weltliches Gebiet. Während der Herrschaft der Römer am Rhein mogte sich ihr Kirchsprengel nicht weit über die Stadt erstrekt haben. Durch die Einfälle der Vandalen und Hunnen schien die Reihe der Bischöffe sogar eine Zeitlang unterbrochen zu seyn. Erst unter Dagobert finden wir wieder einen Athanasius, welcher von diesem Könige die Würde erhielt. Die Könige Siegbert und Childrich gestatteten der Kirche den Zehnten im Speyergau. Pipin und Ludwig der Deutsche beschenkten sie mit Gütern; aber erst unter der sächsischen Kaiser-Familie wuchs der weltliche Staat zu einem kleinen Kaiserthume an. Bischof Baldarich war Freund und Rath der drei Ottonen, und er ließ seinen Einfluß bei dem kaiserlichen Hofe nicht unbenuzt für seine Kirche. Durch die Schenkungen, welche zu der Zeit theils von Grafen und Herrn, theils von dem Kaiser selbst an das Hochstift gemacht und mit der Gerichtsbarkeit begleitet wurden, waren die Bischöffe schon Herrn von vielen Ortschaften und Höfen im Speyer- und Nahgau geworden.

Als nach Ausgang der sächsischen Dynastie die rheinfränkischen Herzoge auf den Kaiserthron erhoben waren, gaben sie den Städten und Kirchen ihres alten Gebietes einen vorzüglichen Glanz. Konrad II. baute den Münster in Speyer mit einer königlichen Pracht von Grund aus, und beschenkte die Stadt und das Hochstift mit vielen Freiheiten. Heinrich III., sein Sohn und Nachfolger, gab dem Bischoffe Konrad Bruchsal mit seinen Umgebungen, das

Schloß und Städtchen Rothenfels mit den Dörfern Nußdorf, Sempach und Scheid. Eben diesem Bischoffe gab Heinrich IV. Eppingen im Kraichgau, Herheim, die Stadt Weiblingen und das Dorf Otterstab. Diese Herrschaften vermehrte der Bischof Johann, ein Graf des Kraichgaues, mit allen seiner Familie zuständigen Ortschaften rechts und links am Rhein. Deidesheim verwirkte dessen Graf Heinrich im Jahre 1226 an das Hochstift; und Udenheim, das nachmalige Philippsburg, erkaufte im Jahre 1316 der Bischof Emicho mit Rheinhausen von einem mächtigen Patrizier der Stadt Speyer, Hinrich, aus dem Geschlechte der von Cölln.

Diese Ortschaften machten schon in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert mehrere Aemter aus, die unter dem Vizthume des Bischofs stunden. Sie hießen in spätern Zeiten, diesseits des Rheins, Bruchsal, Lißlau, Grombach, Rothenburg, Udenheim und Gersberg; jenseits, Kirweiler, Deidesheim und Marienteut. Dazu erhielte das Hochstift noch im Jahre 1369 Odenheim und die fürstliche Abtei Weißenburg.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bischöffe von Speyer unter den sächsischen und ersten fränkischen Kaisern auch eine vorzügliche Gewalt in der Stadt erworben hatten; denn selbst in spätern Zeiten finden wir sie dort im Besize beträchtlicher Rechte. Indessen hatten auch sie, wie mehrere andere Bischöffe am Rhein, das Kaiserhaus verlassen, als es von den Päbsten gebannt war. Heinrich IV., dessen Vorfahren die Domkirche erbaut und mit so vielen Gütern beschenkt hatten, konnte von dem Bischoffe von Speyer nicht einmal Hilfe in seinem Leben, und ein Begräbniß nach seinem Tode finden. Nur die Bürger der Stadt sind seine Freunde geblieben. Heinrich V., sein Sohn, wollte diese Treue nicht unbelohnt lassen, und ertheilte der Stadt im Jahre 1111 zwei Freibriefe, welche noch bis auf unsere Zeiten auf

großen metallenen Tafeln über den Thüren des Münsters prangten. Durch den ersten machte er die Einwohner von Speyer, welche das Bürgerrecht erlangt hatten, von aller Dienstbarkeit und jenen Abgaben frei, welche man das Buttheil nannte. Durch den zweiten entzog er die Stadt selbst der Jurisdiktion seiner Reichsbeamten und übertrug ihr ihre eigne Verwaltung. Er verordnete ferner, daß die Bürger aus ihrer Mitte sich einen Rath von zwölf Personen mit zwei Bürgermeistern an der Spize wählen, und diese der Stadt Angelegenheiten verwalten sollten. Diese Freiheiten wurden von seinen Thronfolgern nicht nur bestätigt, sondern von einigen, als Philipp, Adolf und Ludwig V. sogar vermehrt. Von dieser Zeit an könnte man Speyer schon als eine unmittelbare Reichsstadt ansehen.

Bald nach dieser Verordnung Heinrichs IV. hat sich die Verfassung der Stadt ohngefähr folgendermaßen gebildet. Die ganze Bürgerschaft bestund aus Edlen oder Patriziern und aus Zünftigen oder Gemeinen. Jene wurden, wie in andern rheinischen Städten, die Haus- und Münzgenossen genannt. Unter sie kann man folglich folgende Geschlechter zählen: Bernhoch, von Brettheim, Brusse, von Cölln, Cnape, Ebelin, Engelmann, zum Ek, Geizhorn, Eppen, Füschel, Fuchs, Hun, zu der Krone, Knoblauch, Hunsteube, Klüpfel, Knolz, zum Kranich, Lamesbuch, von Landau, von Lunderburg, von Mömpelgart, von Münster, von Neberau, von Pforzheim, Prumbaum, Retschele, Röteler, Rorhaus, Seidenschwanz, Stern, von Schaf, Scheffeln, zum Salzhof, zur Tauben, Verlin, zum Widder und Zoller rc. Die Zünfte waren nach den Handwerkern abgetheilt. Derselben werden verschiedene genannt, als die Tüncher, Gewändler, Schneider,

Rhein-Kaufleute, Mezger, Bäker, Fischer, Kirschner, Kolhänger, Gürtler, Akerleute, Zimmerleute, Steinmezler, Schiffleute, Schuster, Loer, Weber, Schmiede, Krämer, Leinweber, Altgewändler, Müller, Sakträger ꝛc.; aber mehrere davon bildeten nur eine, und sie zusammen bald zwölf, bald vierzehn Zünfte. Die Gemeinen hatten vor der Hand weiter keinen Antheil an der Regierung, als durch die Wahl der Rathsglieder; denn über zweihundert Jahre findet man keine andere Bürger im Rathe und an der Spize der Regierung, als die Alten oder die Haus- und Münzgenossen. Diese vertheilten unter sich die bürgerliche Gewalt also, daß der ganze Rath, aus zwölf Rathsherrn bestehend, die gesezgebende; vier aus ihnen gewählte Richter die richterliche, und die gleichfalls von ihnen gewählten Bürgermeister die vollstrekende Gewalt ausübten. Das Richteramt war aber unter drei oder vier Stellen vertheilt; zuerst war das Monats- oder Mondsgericht, welches vier von dem Rathe gewählten Richter monatlich und abwechselnd verwalteten, und größtentheils über Kriminalsachen urtheilte; das zweite war das Kammergericht, welches zuerst mit dem Vogt, dann dem Stadtschultheisen bürgerliche Händel zu schlichten hatte, oder den Rechtsstreit einleitete; und endlich das geistliche Gericht, welches in des Bischofs Namen gehalten wurde.

Die Geseze, wonach gerichtet wurde, waren eine Sammlung alter Statuten und Herkommen. Lehmann hat einen großen Theil davon in dem sechszehnten Kapitel des vierten Buchs seiner Speyerischen Chronik gesammelt. Die Bürger wurden alle bewaffnet und die Bürgermeister führten sie an.

So bildete sich ohngefähr die Verfassung der Stadt nach Kaiser Heinrich V. Verordnung. Da die Bischöffe

theils aus freiem Willen, theils gezwungen diese Vorrechte von Speyer bestätigt hatten, so findet man hier weniger Streitigkeiten über die Grenzen ihrer Gewalt, als bei andern rheinischen Städten. Auch bezeigten die Bürger denselben jederzeit so viel Vertrauen und Ehrfurcht, daß solche Streitigkeiten nicht so leicht eintreten konnten. Seit Friedrichs von Bolanden Regierung wurde es üblich, daß die neugewählten Bischöffe der Stadt ihre Freiheiten bestätigten; dagegen gelobten ihnen auch die Bürger, sie als ihre Hirten zu verehren und ihre Vorrechte zu respektiren. Der Einzug des neuen Bischofs glich mehr einer Huldigung als einer bürgerlichen Protestation; und wenn auch die Bischöffe Ulrich I., Seyboth und Rhaban der Stadt mit gewaffneter Hand zusezten, oder ihre Vorrechte erweitern wollten, so sind doch diese Versuche selten in blutige Fehden ausgeartet, sondern bald wieder durch friedliche Uibereinkunft beigelegt worden. Nicht einmal die Streitigkeiten der Patrizier mit den Plebejern haben die Bischöffe zu ihrem Vortheile gehörig benuzt oder unterhalten; wir finden sie vielmal als Vermittler der Bürger und friedliche Hirten ihrer Gemeinde *). So verwalteten die vom Kaiser Heinrich V. angestellten zwölf Rathsherrn aus den alten Geschlechtern über zweihundert Jahre friedlich die Stadt, als der Geist der Demokratie, welcher gleich nach dem Städtebund in andern Reichsstädten erwachte, auch die Zünftigen von Speyer ergriff. Es ist zwar von den Geschichtschreibern und in Urkunden nicht deutlich angegeben, wann die Beschwerden der Zünfte gegen die Patrizier oder

*) Bischof Rhaban hat die Stadt zwei Monate lang belagert; aber der Streit wurde durch Kaiser Sigismund beigelegt.

Alten in Speyer ihren Anfang genommen haben; indessen wird es aus der freiwilligen und friedlichen Aufnahme der Zünftigen in den Rath, welche im Jahre 1304 geschahe, deutlich, daß die alten Geschlechter, um einen förmlichen Ausbruch zu verhüten, es für nöthig erachtet hatten, den Gemeinen Theil an der Regierung zu geben.

Nach der Uibereinkunft, welche zu der Zeit zwischen den Alten und den Zünftigen verabredet wurde, hat eine jede der Zünfte sechs ansehnliche und kluge Bürger aus ihrer Mitte gewählt, welche sodann mit den alten Rathsherrn über folgende Veränderung in der Verfassung übereingekommen sind.

1) Wurden statt der vorigen zwölf Rathsherrn aus den alten Geschlechtern nun nur noch eilf von denselben, und dreizehn von den Zünften gewählt, welche zusammen einen Rath von vier und zwanzig Personen ausmachten.

2) Von diesen beiden Abtheilungen der Alten und der Zünftigen wählte eine jede einen Bürgermeister aus ihrer Mitte, so daß ein Adelicher und ein Gemeiner an der Spize des Rathes stunden.

3) Wenn ein Rathsherr aus den Zünftigen durch Tod oder andere Fälle abgieng, wählte der Zunftausschuß, wozu er gehörte, einen andern aus ihrer Mitte zum Rathe; war aber einer aus den Patriziergeschlechtern abgegangen, so wählte der ganze Rath das zu ersezende Glied aus den Alten.

4) Die Unter-Aemter der Stadt wurden unter beide Theile vertheilt. Im übrigen blieb es bei den alten Formen.

Durch diese Veränderung der Regierung erhielten die Zünftigen das Uibergewicht, indem sie sowohl im Rathe (dreizehn gegen eilf) als in der Gemeinde die zahlreichsten waren. Die alten Geschlechter aber behaupteten ihren Einfluß durch Ansehen und Geschiklichkeit, und entfernten die

bürgerlichen von der Regierung. Da sie als Ritter die Kriegskunst, als gebildete Leute die Regierungskunst, und als Reiche die Bestechungskunst am besten verstunden, so waren die Zünftigen gezwungen, ihnen die Geschäfte allein zu überlassen, und so geschahe es, daß öfter der Rath nur mit sechszehn, statt vier und zwanzig Rathsherrn besezt war, welche größtentheils Adeliche gewesen.

Diese Schmälerei der Zünftigen Rechte und Gewalt wurde bald so auffallend, daß sich die Gemeinen zusammenthaten, und schwuren, über kurz oder lang diese Unbilde zu rächen. Die Alten, welche das Ungewitter heranziehen sahen, suchten diesem Ausbruche bürgerlicher Wuth entgegen zu kommen, und dachten auf Mittel, wie sie die Zünftigen mit Gewalt unter sich bringen könnten. Damit aber von ihren Anschlägen nichts verrathen werden möge, errichteten sie unter sich einen geheimen Ausschuß von fünf Männern, auf deren Klugheit und Verschwiegenheit sie sich verlassen konnten, und übertrugen es diesen, das ganze Unternehmen anzufangen, zu leiten und zu vollbringen. Sie wählten dazu den Bertold Fuchs, Gottschalk und Werner Schaf zum Ek (zwei Brüder), Heinrich von Cölln und Siegfried von Retscheln. Diese legten mit aller Behutsamkeit die Verschwörung an; sie machten sich Freunde und Anhänger sowohl in- als außerhalb von Speyer; und nachdem sie viele Ritter und Bürger gewonnen hatten, verließen sie mit den tapfersten Hausgenossen heimlich die Stadt und versammelten sich mit 1500 Pferden bei dem sogenannten Rechholz.

Sie hatten durch die zurükgebliebenen Patrizier und deren Anhänger die Sache so verabredet, daß man sie über den Hasenpful durch das Lauer- und Salzthor zur Nachtzeit einlassen sollte, wo sie dann die Bürger überfallen und desto leichter bezwingen könnten. Das Unterneh-

men war mit so vieler Vorsicht eingeleitet und mit Verschwiegenheit ausgeführt, daß ihre ganze Mannschaft sich schon am St. Severins Abend (im Jahre 1330) vor der Stadt befand, und auf dem Punkte stand, dieselbe zu besezen. Durch einen Zufall wurde der ganze Handel verrathen.

Es kamen nämlich gerade zu der Zeit, als der Patrizier Mannschaft bei dem Rechholz versammelt war, ein Bote von Straßburg nach Speyer, welcher im Vorübergehen die Heerhaufen entdekt und ihre Absichten ausgekundschaftet hatte. Dieser begab sich sogleich nach der Stadt, machte die Bürger aufmerksam, und brachte sie noch am selbigen Abend unter Waffen. Als daher die Patrizier gegen die Thore mit ihren Haufen angezogen kamen, fanden sie selbe nicht nur verschlossen, sondern sie wurden von den Bürgern mit so vielen Schüssen und Stichen empfangen, daß sie wieder zurükziehen und das Regiment den Gemeinen überlassen mußten.

Als sich die Bürger durch ihre tapfre Gegenwehr gerettet und sicher fanden, geriethen sie in Wuth. Sie stürmten und plünderten der Alten Häuser, sezten die Verdächtigen gefangen, verbannten die Anführer aus der Stadt und übernahmen selbst die Regierung.

Um endlich diesen Streit gänzlich beizulegen, wurden Abgeordnete von den Bundesstädten Mainz, Straßburg, Worms, Frankfurt und Oppenheim herbeigerufen, und selbst der Bischof trat ins Mittel und besänftigte die gegen einander aufgebrachten Bürger.

Die Punkte, worauf die beiden Partheien versöhnt wurden, waren in der Hauptsache folgende:

1) Sollte unter ihnen ein beständiger Friede und Freundschaft seyn; 2) sollten die Ausgewanderten oder ausgetriebenen Alten so lange aus der Stadt bleiben, bis der Eid, welchen die Bürger gegen sie geleistet hätten, vom

Pabste aufgehoben wäre; 3) wurden alle die Sazungen, welche die Bürgerschaft ohne Wissen und Willen des Raths gemacht hatte, als ungültig erklärt; 4) mußten die Ausgewanderten den Bürgern allen Schaden ersezen, welchen der Anfall ihnen verursacht; dagegen mußten diese jenen ihren Hausrath und ihre Waffen wieder ausliefern; 5) zu jedem Stadtthore sollten zwei ungleiche Schlüssel verfertigt und davon einer den Alten, der andere den Zünftigen vom Rathe zugetheilt werden; 6) die Gefangenen würden, auf geleistete Urphede, von beiden Seiten herausgegeben; 7) wer diesem Vertrage entgegen handelte, sollte allerseits als ein meineidiger Mann betrachtet, gefangen und gerichtet werden.

Hierauf sezten die Vermitteler die Anzahl der Rathsherrn von beiden Partheien auf vierzehn, so daß der ganze Rath aus acht und zwanzig bestand, und diese theilten unter sich die Regierung.

So war der Friede zwar vor der Hand hergestellt; allein die Alten oder Hausgenossen schienen damit nicht zufrieden, ja viele davon, unter andern Bertold Fuchs, Heinrich von Cölln, Werner zur Ek, und sein Sohn Heinsmann, Siegfried Retschele, Scheffel Sterre, Engelmann auf dem Berg, Klüpfel der jüngere, Albert Retschele, Scheffel Schafssohn, Heeze Sterre, Jakob Knolz, Friz Rote, Göz von Lauterburg, Widder und Kunz Lammesbuch rc. blieben lieber auf ihren Gütern außer der Stadt, als daß sie sich einer Verfassung unterwerfen wollten, wodurch sie ihre Vorrechte gekränkt glaubten. Obwohl die Geschichte von Speyer nach dieser Revolution sehr mangelhaft ist, so erhellet doch aus einem gegen die Ausgewanderten gefällten Urtheile und einer neuen Niederlage der Alten, daß selbe mehrmalen Versuche zur Wiedererhaltung ihrer Herrschaft gewagt hatten. Die Bürger

nahmen aber endlich im Jahre 1349 die Häupter davon gefangen, und drangen ihnen eine gänzliche Verzichtleistung auf alle ihre Vorrechte ab. Bald hierauf wurde folgende Verfassung eingeführt. Aus den zwölf bestehenden Zünften wurde aus einer jeden ein Rathsherr gewählt, und diese zwölf gewählten Personen machten den beständigen Rath aus. Dieser hatte das Recht, aus den von einer jeden Zunft ihm vorgeschlagenen Kandidaten noch zwölf zu sich zu nehmen, welche zusammen der regierende Rath wurden, und die zwei Bürgermeister wählten. Wenn jährlich diese lezten zwölf abgiengen, so nahm der beständige Rath andere zwölf aus den von den Zünften vorgestellten Kandidaten auf, welche deren Stelle ersezten. Aus den Abgehenden wurden die Monats- oder Mondsrichter nebst andern Stadtbeamten angesezt. Das ganze Verwaltungskorps bestand auf diese Weise aus sechs und dreissig Personen. Der Rath wählte aus seiner Mitte jährlich zwei Bürgermeister. Die übrigen Stadtbeamten waren die vier Rechenmeister, zwei Baumeister, zwei Rittmeister, die vier Monatsrichter, die vier Fürsprecher, die vier Richter zum Verhör, zwei Rentmeister, die Zollbeamten, Einnehmer und Allmosenpfleger rc.

Unter dieser Verfassung lebten die Bürger von Speyer in einer friedlichen Eingeschränktheit, so lange der Städtebund währte, ja fast bis auf unsere Zeiten. Im Jahre 1370 brachte zwar Rudolf von Offenburg, einer der angesehensten aber auch gefährlichsten Leute der Gemeinde, die Stadt in neue Gefahr und Zwietracht durch seine Verbannung. Allein die durch ihn angezettelte Zwietracht hatte auf die Regierung selbst keinen wichtigen Einfluß. Nachdem er eine Zeitlang sowohl von innen als außen seine Anhänger und Freunde gegen den Rath in Bewegung gesezt hatte, trat er wieder versöhnt unter seine Mitbürger, und die

bundesverwandten Städte und Nachbarinnen vermittelten den Frieden, welcher die Partheien unter die alten Geseze führte.

Das geistliche Gebiet der Bischöffe von Straßburg hat sich in der römischen Epoche nur über die Poststationen und Festungen erstrekt, welche Drusus längst dem Rheine hin erbaut hatte; wer wollte wohl behaupten, daß sich auch schon jenseits des Rheins bei den Decumannischen Aekern Christen niedergelassen hätten? Unter den ersten fränkischen Königen begriff das Bißthum den Sund- und Nordgau im Elsaß. Erst durch die hierarchische Organisation, welche der heilige Bonifacius Deutschland gab, dehnte es sich auch über den Breisgau und Mortenau aus. Der Bischof Arbogast wird gemeiniglich für den Stifter der geistlichen und weltlichen Macht des Hochstiftes angesehen. Nachdem dieser eben so kluge als unterrichtete Prälat den durch ein wildes Schwein auf der Jagd verwundeten einzigen Sohn des Königs Dagobert geheilt hatte, schenkte der Vater aus Dankbarkeit seiner Kirche Ruffach mit zwei und dreisig Dörfern, Eisenberg, das Land Bitschensein, und das Land Speries in der Herrschaft Baar. Man nannte die Schenkung das M u n d a t, welches Wort entweder von Immunität oder Manudatum hergeleitet wird. Bald hernach stiftete der Elsäsische Herzog Adalbert die Abtei zu St. Stephan in Straßburg mit fünfzehn Ortschaften. Sie wurde von Heinrich II. dem Bischoffe Werner im Jahre 1013 übergeben. Als die Grafen von Dagsburg im Jahre 1225 ausgestorben waren, trat der Markgraf von Baden seine Ansprüche auf deren Länder an Bischof Berthold ab. Die übrigen Herrschaften und Güter erwarben die Bischöffe durch den Ausgang des Hohenstaufischen Kaisergeschlechts vermöge eines Vertrags mit Kaiser Heinrich VII. vom Jahre 1309. Die Landgrafschaft im untern Elsäß kaufte Bischof Johann der Familie von Werd und Oettingen um 20000 Goldgulden ab. Dagegen mußten

die Bischöffe ihre Rechte in der obern Landgrafschaft dem Hause Habsburg überlassen.

Die ihnen übriggebliebenen Länder wurden in acht Aemter vertheilt, nämlich Zabern, Kochersberg, Dagsstein, Schirmek, Benfeld, Monkolsheim, Wanzenau und Ortenau mit Oberkirch und Ettenheim. Uiber dieselben wurden bischöfliche Vögte oder Beamte gesezt. Dem Ganzen stand ein oberster Kirchenvogt oder Vizthum vor. In Straßburg wie in andern Städten des Elsaßes übten die Bischöffe gräfliche Rechte aus. Sie sezten die Vögte und Stadtrichter an, und es scheint, daß sich die Bürger schon frühe ihrer Gewalt entgegen sezten. Im Jahre 913 mußte Bischof Odobert in das feste Schloß Rokenburg fliehen, um der Wuth des Pöbels zu entgehen. Aber auch hier war er nicht sicher. Da das aufgebrachte Volk ihn nicht mit offenbarer Gewalt anfallen konnte, schlichen sich einige Meuchelmörder heimlich in die Burg, und tödteten ihn auf eine grausame Art. Während den Kriegen, welche die Bischöffe Gebhart und Berthold mit den mächtigen Herzogen von Schwaben und dem Kaiser Konrad führten, finden wir die Bürger unter ihren Fahnen. In den Schlachten bei Gingenheim und Blödesheim stritten sie mit einer Tapferkeit, welche jederzeit einen glänzenden Sieg zuwege brachte. Aber wie das Gluk, so theilten sie auch das Unglük zusammen. Als Heinrich II. zum Kaiser erwählt wurde, ergriffen der Bischof und die Burger von Straßburg seine Parthei gegen Hermann, den Herzog von Schwaben, seinen Nebenbuhler, und dieser ließ sie auch seine ganze Rache fuhlen. Er zog mit einem mächtigen Heere uber den Rhein, und verwustete die Länder des Bischofs; er drang selbst in Straßburg ein, plünderte die Hauser und Kirchen, und zerstörte alle öffentliche Gebäude von Grund aus. Dazu kam noch, daß fast zur nämlichen Zeit die Hauptkirche

durch den Bliz getroffen in einen Aschenhaufen verwandelt wurde. Die Stadt und die Bürger schienen zu dem Zustande eines Dorfs herabgesunken zu seyn.

Diese Noth, worin die Stadt durch Herzog Hermanns Verheerungen gesezt wurde, trug aber mehr dazu bei, ihre Kräfte zu erhöhen als zu vermindern; denn nach dieser Zerstörung erreichte Strasburg schnell einen hohen Grad von Wohlstand. Aus Dankbarkeit gab Kaiser Heinrich II. den Bürgern grosse Freiheiten und Vorrechte, und der Bischof Berthold befreite sie im Jahre 1243 von allen Lasten und Steuern, welche sie in den fünfzehn seiner Herrschaft unterworfenen Ortschaften zu entrichten hatten. Der Umkreis der Stadt wurde über die Breusch und Ill erweitert, mit neuen Häusern verschönert und mit neuen Mauern, Thürmen und Gräben befestigt. Die Hauptkirche ließ Bischof Werner von Grund aus aufbauen, und sie erstrekt sich noch heute, als eines der schönsten Denkmäler gothischer Baukunst, bis über die Wolken. Viele Ausbürger und selbst die adelichen Geschlechter von Andlau, Landsberg, Bok, Mühlheim, Zorn, Wormser, Berkheim, Berstadt, Kagnek und andere zogen in die Stadt und nahmen Theil an ihrer Bürgerschaft und Regierung. Eine Menge Handwerker und Künstler arbeiteten in ihren Zunften, und ihr Handel war einer der stärksten am Rhein. Im Jahre 1267 war die Bevölkerung der Stadt so angewachsen, daß über fünfhundert Pilgrime aus ihr nach dem heiligen Grabe ziehen konnten, ohne die Gewerbe zu verringern.

Es war ganz natürlich, daß eine so volkreiche und ansehnliche Gemeinde endlich auch nach Unabhängigkeit strebte. In den Schlachten bei Gingenheim und Blodesheim haben die Bürger unter den Fahnen der Bischöffe gestritten; darum hat sie Berthold mit großen Freiheiten belohnt. Eine ähnliche Bereitwilligkeit forderte izt auch Bischof Walther von

Geroldsek in seinen Fehden. Er war ein Fürst, der mehr die Waffen als den Bischofsstab zu führen wünschte, und seine Herrschaft zu erweitern suchte, wo und wie er nur konnte.

Nach dem Tode des Bischofs von Mez wollte er die Sedisvacanz benuzen. Er fiel mit einem beträchtlichen Haufen Volkes in die Länder dieses Bißthums ein, und eroberte einige Pläze desselben mit gewaffneter Hand. Der Herzog von Lothringen, in dessen Gebiet Mez gelegen war, konnte bei diesem Friedensbruche nicht gleichgültig bleiben; er zog dem kriegerischen Bischoffe entgegen, verjagte ihn aus den Ländern des Hochstiftes und trieb ihn so in die Enge, daß er bei den Bürgern von Straßburg Hilfe suchen mußte, und selbe von ihnen, als seinen Unterthanen, forderte. Diese aber sahen das Unglük ihres Bischofs als die beste Gelegenheit an, wodurch sie sich gegen seine künftigen Anmuthungen sichern konnten. Sie schlugen ihm daher den geforderten Beistand nicht nur ab, sondern rüsteten sich selbst gegen ihn, und zerstörten seine Festung Haldenburg, eine Meile von der Stadt gelegen.

Diesen unerwarteten Troz der Straßburger betrachtete der Bischof nicht nur als einen Friedensbruch, sondern auch als eine offenbare Empörung gegen seine landesherrliche Gewalt. Er suchte bei den benachbarten Bischöffen, Grafen und Rittern Hilfe nach, und erhielt sie auch auf seine dringenden Vorstellungen. Der Erzbischof von Trier, die Aebte von St. Gallen und Murbach, die Grafen von Luisenburg, Kiburg, Freiburg und Neuburg schikten ihm ansehnliche Truppen, und der tapfre Graf Rudolf von Habsburg wurde ihr Anfuhrer. Die Bürger von Straßburg hatten nur die Herrn von Ochsenstein und Gerboten und die Rheingrafen auf ihrer Seite. Bei so ungleichen Kräften mußten sie sich nach einigen kleinen Gefechten hinter ihre Mauern zurük-

ziehen, und Walther umgab sie mit seinem und dem Heere seiner Bundesgenossen.

In einer so mißlichen Lage war Straßburg, als ein Streit, welcher sich zwischen dem Abt von St. Gallen und Rudolfen wegen Kiburg erhob, leztern mit vielen andern Grafen von dem bischöflichen Heere trennte, und sie der Stadt zuwandte. Dieser Vorfall änderte plözlich die Lage der Dinge. Die Belagerung wurde sogleich aufgehoben, der Bischof mußte sich mit seinen Truppen in das Thal der Breusch zurükziehen. Die Bürger brachen, mit neuem Muthe belebt, aus ihren Thoren hervor, und verfolgten, durch die Haufen der Grafen verstärkt, die Bischöflichen bis nach Hausbach oder Dorolsheim, wo sich ihnen der kriegerische Walther entgegenstellte, und seine Herrschaft durch eine Schlacht zu behaupten suchte.

Er selbst und sein Bruder führten ihre Truppen an. Auf Seiten der Stadt war Rudolf von Habsburg der Feldherr geworden; die Bürger aber fochten unmittelbar unter ihrem tapfern Schultheisen Niklas von Zorn, und ihren Hauptleuten Liebenzeller, Küchenmeister und Eich. Der Bischof und sein Bruder thaten alles, was von tapfern Fürsten erfordert werden konnte, um sowohl durch Klugheit als Beispiel ihre Krieger zum Kampfe aufzumuntern. Mehrmalen waren sie in die Reihen der Bürger und ihrer Helfer eingedrungen und hatten selbe in Unordnung gebracht; aber endlich entschied die muthige Thätigkeit des Straßburger Schultheisen und seiner Hauptleute. Die Bürger, welche izt für Haus und Hof stritten, folgten ihnen, wohin sie sie führten. Sie unterstüzten die Angriffe ihrer Bundesgenossen. Sie fochten wie die geübtesten Ritter. In der Wuth des Kampfes wurden dem Bischoffe zwei Pferde unter dem Leibe erstochen, aber sein Heer gänzlich geschlagen; und kaum war ihm ein drittes Pferd übrig geblieben, wor-

auf er entfliehen konnte. Sein Bruder nebst vielen andern Rittern blieben auf dem Plaze; noch mehrere wurden gefangen und mit Fahnen und Geschüz von den Bürgern triumphirend nach der Stadt gebracht. Die dankbare Bürgerschaft ließ des bezeugten Muthes wegen sowohl dem tapfern Rudolf als ihren vier Hauptleuten Statüen und Denkmäler errichten, welche man noch in spätern Zeiten sehen konnte.

Diese Schlacht kann man als die Epoche ansehen, wo Straßburg seine Selbstständigkeit erhalten hat. Die Bürger sagten sich nunmehr gänzlich von der Herrschaft des Bischofs los. Der Senat regierte die Stadt mit Klugheit und Strenge. Im Jahre 1270 wurde ein Gesezbuch abgefaßt, welches hernach im Jahre 1322, von zwölf Edlen unter Vorsiz Gözens von Großstein und Reinold Hüpfels verbessert, das gemeine Stadtbuch war. Es wurde der Bürgerschaft anbefohlen, auf jeden Fall zwei tausend Pferde zum Kampfe bereit zu halten. Uiber zwanzig tausend Mann konnten die Waffen ergreifen, und die Stadt wurde mit neuen Mauern und Bollwerken umgeben.

Indessen aber ihre Macht nach außen zunahm, störte der bürgerliche Krieg das gemeine Wesen von innen. Man wird dieß wohl in der Geschichte aller Republiken gesehen haben. Wenn sie von keinem äußern Feind bedroht sind, werden Unruhen den Geist der Freiheit von innen bewegen. In der Geschichte von Worms finden wir dergleichen Auftritte weniger. Sie hatte beständig mit ihren Bischöffen zu streiten. Dagegen sind die Jahrbücher von Straßburg und Cölln mit immer anhaltendem Bürgerkriege angefüllt. Die gemeinen Bürger waren bisher ihren Hauptleuten und Edlen mit aller Anhänglichkeit in die Schlachten gefolgt. Da sie aber mit eben so viel Muth fur ihre Vaterstadt gestritten hatten, als dieselben, so wollten sie auch eben so viel Theil an der Regierung haben. Sie wagten es zwar nicht, die

Vorrechte der edlen Geschlechter unmittelbar anzugreifen; denn diese hatten ihre Gewalt sowohl im Felde als in dem Rathe ehrwürdig gemacht. Die Alten gaben ihnen selbst die Mittel dazu in die Hand. Von den Geschlechtern herrschten zu der Zeit hauptsächlich zwei in Straßburg, nämlich die von Zorn und die von Mühlheim. Unter beide hatten sich die Edlen und Gemeinen getheilt. Seitdem Niklas Zorn die Schlacht bei Dorolsheim gewonnen hatte, wuchs das Ansehen und folglich auch der Stolz der erstern zu sehr. Sie machten sich sowohl bei den Mühlheimern als den Gemeinen verhaßt. Diesen Zwiespalt benuzte Burkhart Zwinger, und hezte die Gemeinen gegen die Alten auf, obwohl er selbst zu ihren Geschlechtern gehörte. Er hoffte durch die Gewalt des Volkes sich zu erheben, und opferte die Vorurtheile seiner Geburt den Vortheilen einer sichern Herrschaft. Er wählte zum Ausbruche seiner Verschwörung einen Tag (den 28. Juli 1308), wo sowohl die Handwerker in ihren Trinkstuben, als die Adelichen in ihren Höfen zusammenkamen, und sich mit Imbis, Wein und Tanz belustigten. Er glaubte bei solcher Gelegenheit die berauschten Gemeinen eher zum Kampfe und die unbesorgten Patrizier desto leichter zum Uiberfalle geschikt. Die Gemeinen vom Wein und seinen Reden zugleich erhizt, griffen zu den Waffen, bestürmten die Häuser der Alten, und verlangten drohend Antheil an der Regierung.

Bei diesem unvermutheten Uiberfalle suchten die Edlen nur Zeit zu gewinnen, um sich gehörig zum Kampfe rüsten zu können; und da sie nie gewöhnt waren, ohne Waffen auszugehen, auch das Kriegshandwerk von Jugend auf getrieben hatten, so rükten sie, obwohl weit geringer an Zahl, aufgemuntert und angeführt durch den tapfern Niklas Zorn, gegen die Gemeinen an, und schlugen selbe gänzlich in ihre Häuser zurük. Sechszehn Bürger blieben auf dem

Plaze, dreissig wurden tödlich verwundet und über achtzig gefangen und der Stadt verwiesen.

Nach diesem Siege suchten die Patrizier mehr als jemals auf ihre Vorrechte zu halten, und ihre Gewalt zu vergrößern. Sie würde ihnen auch noch lange geblieben seyn, wenn nicht die alte Eifersucht und Zwietracht dieselbe geschwächt hätte. Der Streit, welchen zu der Zeit Friedrich von Oestreich und Ludwig der Baier um die Kaiserkrone mit einander führten, theilte auch die beiden Partheien in Straßburg. Die von Zorn waren auf östreichischer, und die von Mühlheim auf baierischer Seite.

Nachdem Ludwig über Friedrichen gesiegt hatte, stieg beider Haß und Zwietracht aufs höchste. Die Mühlheimer huldigten dem baierischen Kaiser mit lautem Beifall, und die von Zorn wandten alle Mühe an, um es zu verhindern. Die Sache blieb endlich nicht mehr bei bloßen Worten und Ränken. Im Jahre 1332 ergriffen sie gegen einander die Waffen, und lieferten sich in dem Hofe der von Sturm und in der Brandgasse eine förmliche Schlacht.

Diese Feindseligkeiten der Geschlechter machten sich die Gemeinen zu Nuze. Während dem jene sich einander verfolgten und bekriegten, bemeisterten diese sich der Stadtschlüssel, der Fahnen, der Siegel, der Thürme und Wachen, und endlich der ganzen Stadtgewalt. Sie wählten aus einer jeden Zunft einen zum Rathe, ließen den Alten nur das Münzrecht und einen Drittel an der Regierung. Sie sezten Zunftmeister und Städtmeister an, und gaben der ganzen Stadt eine andere Verfassung.

Die ganze Bürgerschaft blieb zwar noch wie zuvor in Patrizier oder Edle und Gemeine oder Zünftige vertheilt; allein die Zünfte machten doch die Form der ganzen Regierung aus. Die Adelichen theilten sich in acht solcher Zünfte oder Geschlechter, welche man die Consteffel nannte. Sie

waren die zu St. Peter, vor dem Münster, in der Kalbsgasse, zu St. Niklas, in der Spettergasse, zu St. Thomas, in der Ostergasse und am Hohlweg. Die gemeinen Zünfte waren nach den Handwerkern abgetheilt, und deren zwanzig, als die Schiffer, Krämer, Mezger, Wirthsleute, Weber, Müller, Salzmitter, Goldschmiede, Bäker, Kirschner, Faßbender, Tischler, Löher, Schneider, Schuster, Weinstecher, Fischer, Zimmerleute, Gärtner und Maurer.

Die oberste und vornehmste Regierungsverwaltung wurde einer Versammlung von dreizehn Männern übergeben, welche man darum die Dreizehner nannte. Sie bestand aus vier Städtmeistern vom Adel, vier Ammeistern und vier aus der gemeinen Bürgerschaft. Den Vorsiz davon hatte alle Vierteljahre ein regierender Städtmeister und alle Halbjahre der regierende Ammeister; jener sammelte die Stimmen, dieser hatte den Vortrag. Alle wichtige und geheime Sachen wurden durch diese Dreizehner geschlichtet. Die zweite Versammlung war jene der Fünfzehner, worin fünf vom Adel und zehn aus der Bürgerschaft Siz und Stimme hatten. Ihnen war die Aufsicht über die Geseze, das Gericht über wichtige Verbrechen, und die Verwaltung des öffentlichen Schazes übertragen. Alle Jahre wurden zwei von ihnen zu Vorsizern gewählt, welche die Geschäfte leiteten. Die dritte Versammlung machten die Einundzwanziger aus. Diese bestunden schon lange. Die Dreizehner und Fünfzehner mußten ihnen solche Sachen vortragen, welche nicht vor den großen Rath kommen sollten. Man nannte sie daher zusammen die drei geheimen Stuben. Unter sie war die ganze Vol[illegible]ekungsgewalt und auch zum Theile die richterliche vertheilt. Sie wurden nach der Hand nicht alle Jahre verändert. Gieng einer oder der andere ab, so wurden die

Dreizehner aus den Fünfzehnern oder Einundzwanzigern, die Fünfzehner aus den Einundzwanzigern oder aus dem großen Rathe ersezt.

Die gesezgebende Gewalt übergab man dem großen Rathe von dreisig Bürgern, wozu zehn vom Adel und zwanzig Zünftige oder Gemeine gewählt wurden. In demselben hatte ein Städtmeister und ein Ammeister den Vorsiz, welcher leztere nur von dem gemeinen Rathe immer gewählt wurde. Der kleine Rath bestund aus achtzehn Personen, wozu die Adelichen sechs, die Gemeinen zwölf Glieder gaben. Der große Schöffenrath, der eigentlich die richterliche Gewalt ausübte, und auch selbst Geseze gab, wurde von den zwanzig Zünften gewählt, wozu eine jede zehn Männer zu geben hatte, und folglich eine Versammlung von dreihundert Personen ausmachte.

Dieses war ungefähr die Verfassung, welche die Gemeinen izt in Straßburg einführten, und den Adelichen zur Genehmigung vorlegten. Man kann nicht bestimmt sagen, daß sie gleich zu der Vollkommenheit gekommen seye, worin wir sie in spätern Zeiten im Gange finden. Es war den Zünften vor der Hand genug, daß sie einen so wichtigen Antheil an der Regierung erhielten und die Aristokratie der Alten gemäsigt hatten. Burkhart Zwinger, welcher zeither das Haupt der Gemeinen war, und im Streite gegen die Patrizier an ihrer Spize stand, wurde auch sogleich mit der Ammeisterstelle, zuerst auf ein Jahr, dann auf Lebenslang belohnt. Nach dreizehn Jahren legte er selbe freiwillig nieder, und das Volk ertheilte sie dem Peter Schwürber, welcher wie Zwinger ein Patrizier war. Die Straßburger Plebejer folgten dem Beispiele der Römer, welche, obwohl sie durch ihre Tribunen dem Senate gleichen Antheil an der Regierung abgetrozt hatten, doch immer noch ihre Konsuln aus den edlen Geschlechtern wählten. Schwürber verlor

aber bald die Volksgunst, indem er sich einem Aufstande des Pöbels widersezte, welcher, ohne Untersuchung und Urtheilsspruch, die Juden verbrannt hatten wollte. Die Gemeinde entsezte ihn seines Amtes, und gab es dem Johann Betscholt, einem Mezger, welcher es (1349) mehr nach den Launen des Volkes zu verwalten wußte. Da die Zünfte nun beinahe alle Gewalt in Händen hatten, so achteten sie bald nicht mehr auf Adel und Geschlecht und besezten die wichtigsten Stellen der Stadt mit ihren Lieblingen oder Gemeinen.

Die Patrizier sahen nun selbst die Nachtheile ein, wohin sie ihre Zwietracht und Eifersucht gebracht hatte. Da sie nicht hoffen konnten, durch die Gemeinde wieder zu ihren alten Rechten zu kommen, so machten sie nun gemeine Sache mit den Bischöffen, gegen welche sie so lange gestritten hatten. Im Jahre 1400 brachten sie ein groses Heer von allen den Rittern zusammen, welche der Stadt Reichthümer und Macht beneideten, und Bischof Friedrich von Blankenstein wurde ihr Haupt und Anführer. Dabei war die Stadt durch Partheien geschwächt, und man suchte einer jeden zu schmeicheln, um alle zu überwältigen. Die Truppen der Ritter und alten Geschlechter waren schon gerüstet, der Bischof drohte mit seiner geistlichen und weltlichen Gewalt; Straßburg stund auf dem Punkte, eine neue Belagerung aushalten zu müssen, als Kaiser Ruprecht angezogen kam, und den Handel so schlichtete, daß die Stadt jene Verfassung bekam, deren Grundzüge wir oben geschildert haben, und welche mit einigen Abänderungen und Verbesserungen bis in unsere Zeiten bestanden hat.

(Die Fortsezung folgt.)

IV.

Geschichte der Zeit.

Frankreich.

Frankreich, das der Ausführung der ehemals so gefürchteten Idee einer Universalmonarchie näher ist, als es noch je ein Staat war; das über die schönste und reichste Hälfte unsers Welttheils gebietet, und den Frieden eben so klug als den Krieg zur Begründung und Erweiterung seiner Macht benuzt, hat, durch ein organisches Senatskonsult, das ehemalige Königreich Holland, die Hansestädte, das Lauenburgische und die Länder, welche zwischen dem Nordmeer und einer von dem Ausflusse der Lippe in den Rhein bis nach Halteren; von Halteren bis an die Ems jenseits Telget; von der Ems bis an den Ausfluß der Werra in die Weser, und von Stolzenau, an der Weser, bis an die Elbe, oberhalb der Mündung der Stekenitz, gezogenen Linie liegen, mit seinem unermeßlichen Gebiete vereinigt. Diese Länder

bilden zehn neue Departemente, welche für das französische Reich, als eine sich bildende Seemacht, höchst wichtig sind, und seine gefährliche Haltung gegen England noch furchtbarer machen.

Der große Gründer dieses neuen Kaiserreichs hat jene denkwürdigen Worte, die dem großen Friedrich zugeschrieben werden: Beherrschte ich Frankreich, dann dürfte ohne meinen Willen in Europa auch nicht eine Kanone abgefeuert werden, wirklich gemacht. Frankreich ist der Schiedsrichter des Kontinents. Das kolossalische Reich der Römer, welches die Weltstadt durch ihre Legionen und Prokonsuln beherrschte, war in einer gewissen Epoche viel größer an Umfang; aber nie lag das Schiksal so vieler zivilisirten Nationen in der Hand eines einzigen Mannes, wie gegenwärtig.

Die sich auf die Vereinigung von Holland, der Hansestädte, des Lauenburgischen und der oben angeführten Länder beziehenden Aktenstüke sind für die Geschichte zu wichtig, als daß wir sie hier nicht ihrem ganzen Inhalte nach anführen sollten. Sie bestehen I. in einer Botschaft des Kaisers an den Senat; II. in einem Berichte des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten; und III. in den Aktenstüken die bisherigen Unterhandlungen mit England betreffend. Da die lezteren schon größtentheils bekannt sind, so werden wir nur eine Uibersicht der wichtigsten mittheilen.

I.

Botschaft des Kaisers an den Senat.

Senatoren!

»Ich befehle meinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Ihnen die verschiedenen Verhältnisse auseinander zu sezen, welche Hollands Vereinigung mit dem Reiche nothwendig machen.

Die von dem brittischen geheimen Rathe in den Jahren 1806 und 1807 bekannt gemachten Beschlüsse haben das Staatsrecht von Europa vernichtet. Eine neue Ordnung der Dinge regiert die Welt. Da mir neue Garantien nothwendig geworden waren, so schienen mir die Vereinigung der Mündungen der Schelde, der Maas, des Rheins, der Ems, der Weser und der Elbe mit dem Reiche, und die Anlegung einer innern Schifffahrt mit der Ostsee die ersten und wichtigsten zu seyn.

Ich habe den Plan eines Kanals, der noch vor fünf Jahren ausgeführt wird, und die Ostsee mit der Seine verbindet, entwerfen lassen.

Die Fürsten, die durch diese große Maßregel, welche die Nothwendigkeit gebietet, und die rechte Seite der Grenzen meines Reichs an das baltische Meer stüzt, leiden könnten, werden entschädigt.

Ehe ich diese Entschliesungen nahm, ließ ich sie England ahnen; es wußte, das einzige Mittel, die Unabhängigkeit von Holland zu erhalten, sey, die Kabinetsbeschlüsse von 1806 und 1807 zurükzunehmen, oder endlich auf friedliche Gesinnungen zurükzukommen. Aber diese Macht war taub gegen die Stimme seiner Interessen, wie gegen die von Europa.

Ich hoffte, eine Auswechselung der Kriegsgefangenen zwischen Frankreich und England zu Stande zu bringen, und dann den Aufenthalt der beiden Kommissäre in Paris und London dazu zu benuzen, um zwischen den beiden Nationen eine Annäherung herbeizuführen. Meine Hoffnungen wurden getäuscht. In der Unterhandlungsart der englischen Regierung sah ich nur Arglist und Falschheit.

Die Vereinigung des Wallliserlandes ist eine vorausgesehene Folge der unermeßlichen Arbeiten, die ich seit zehn Jahren in diesem Theile der Alpen ausführen lasse. In

meiner Vermittelungsakte trennte ich das Walliserland von dem Schweizerbunde, weil ich schon damals eine für Frankreich und Italien so nüzliche Maßregel voraussah.

So lang der Krieg mit England dauert, darf das französische Volk die Waffen nicht niederlegen.

Meine Finanzen sind in dem besten Zustande. Ich kann alle Ausgaben, welche dieses unermeßliche Reich nothwendig macht, bestreiten, ohne daß ich von meinem Volke neue Opfer fodere.»

Im Pallaste der Tuilerien, den 10. Dezember 1810.

Unterzeichnet: Napoleon.

Auf Befehl des Kaisers,

Unterzeichnet: H. B. Herzog von Bassano.

II.

Bericht des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an den Kaiser.

Sir,

Ewe. Majestät haben Frankreich zur höchsten Stufe von Größe erhoben. Die über fünf aufeinander folgende Koalitionen, welche alle von England angestiftet waren, davon getragenen Siege haben diese Resultate herbeigeführt; und man kann sagen, daß wir den Ruhm und die Macht des großen Reichs England verdanken.

Bei allen Gelegenheiten boten Ewe. Majestät den Frieden an; und, ohne zu untersuchen, ob er nüzlicher sey als der Krieg, dachten Sie nur an das Glük der gegenwärtigen Generation, und zeigten sich immer bereit, ihm die Wahrscheinlichkeit künftiger glüklicher Ereignisse aufzuopfern.

So wurde der Friede von Campio-Formio, von Lüneville und Amiens, und später der von Preßburg, Tilsit und Wien geschlossen; so opferten Ewe. Majestät fünfmal dem

Frieden den größten Theil Ihrer Eroberungen. Eifersüchtiger darauf, Ihre Regierung durch das allgemeine Glük zu verherrlichen, als die Herrschaft Ihres Reichs zu erweitern, sezten Ihre Majestät Ihrer eignen Größe Schranken, während dem England, stets die Fakel des Krieges anzündend, sich gegen seine Alliirten und gegen sich selbst zu verschwören schien, um dieses Reich zum größten zu machen, das seit zwei Jahrtausenden bestand.

Bei dem Frieden von 1783 war die Macht Frankreichs durch den Familienvertrag, der Spanien und Neapel eng an seine Politik anschloß, kräftig.

Bei dem Frieden von Amiens hatte sich die Macht der drei großen Staaten um 12 Millionen Einwohner von Polen vermehrt. Die Häuser von Frankreich und Spanien waren durchaus feindlich, und die Völker dieser Staaten durch ihre Sitten von einander entfernter als je. Eine der großen Kontinentalmächte hatte durch die Vereinigung von Belgien mit Frankreich weniger an Stärke verloren, als sie durch den Besiz von Venedig gewonnen; und die Sekularisationen des deutschen Staatskörpers hatten die Macht unsrer Nebenbuhler noch vermehrt.

So hatte Frankreich, nach dem Frieden von Amiens eine geringere relative Macht, als beim Frieden von 1783, und eine weit bedeutendere, als die war, auf welche es vermöge seiner in den Kriegen der beiden ersten Koalitionen erfochtenen Siege Anspruch machen konnte.

Indessen war dieser Vertrag kaum abgeschlossen, als sich die Eifersucht Englands lebhaft gereizt zeigte. Der Reichthum und der immer wachsende innere Wohlstand Frankreichs erregten Besorgnisse bei ihm; und es hoffte, eine dritte Koalition werde Ihrer Krone Belgien, die rheinischen Provinzen und Italien entreißen. Der Friede von Amiens wurde gebrochen. Es bildete sich eine dritte Koalition:

drei Monate später war sie durch den Vertrag von Preßburg aufgelößt.

England sah sich in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Venedig, Dalmatien, Istrien, alle Küsten des adriatischen Meeres und die des Königreichs Neapel kamen unter französische Herrschaft. Der deutsche Staatskörper, auf Grundsäze gebaut, die denen entgegen waren, auf welchen das französische Reich ruhete, stürzte zusammen, und das System des rheinischen Bundes machte aus denselben Völkern, die in den beiden ersten Koalitionen gegen Frankreich gekämpft hatten, innige und nothwendige Alliirte, und knüpfte sie durch gemeinschaftliche Interessen unauflöslich an dasselbe. Damals wünschten in England alle Staatsleute den Frieden von Amiens zurük. Die neuen Erwerbungen Frankreichs, die man ihm in Zukunft nicht zu entreißen hoffte, machten den begangenen Fehler fühlbarer, und zeigten ihn in seinem ganzen Umfange.

Ein aufgeklärter Mann, der in dem kurzen Zwischenraume des Friedens von Amiens nach Paris gekommen war, und Frankreich und Ewe. Majestät kennen gelernt hatte, wurde an die Spize der Angelegenheiten Englands gestellt. Dieser genialische Mensch sah die Lage der beiden Länder ein; er begriff, daß es nicht mehr in der Gewalt irgend einer Macht liege, Frankreich zu zwingen, rükgängige Schritte zu thun, und daß die wahre Politik darin bestehe, es in seinem Laufe aufzuhalten. Er begriff, daß durch die gegen die dritte Koalition erfochtenen Siege die Frage verändert war, und man nicht mehr darauf denken müsse, Frankreich seine durch den Sieg erfochtenen Besizungen streitig zu machen, sondern durch einen schnellen Frieden neuen Vergrößerungen zuvorzukommen, welche die Fortsezung des Kriegs unvermeidlich machen würde. Dieser Minister verbarg sich keinen der Vortheile, die Frankreich aus der falschen Politik

Englands gezogen hatte; aber er hatte die vor Augen, welche es noch aus derselben ziehen konnte. Er glaubte, England gewinne viel, wenn keine Macht des Kontinents etwas verliere. Seine Politik war, Frankreich zu entwaffnen, und die Konföderation vom nördlichen Deutschland, im Gegensaz der rheinischen, anerkennen zu lassen. Er fühlte, daß Preussen nur der Friede retten konnte, und daß von dem Loose dieser Macht das System von Sachsen, Hessen und Hannover, und das Schiksal der Mündungen der Ems, der Jahde, der Weser, der Elbe, der Oder und der Weichsel, der dem englischen Handel so nothwendigen Kanäle, abhänge. Fox, als ein höherer Mensch, seufzete nicht unnöthig über den Bruch des Friedens von Amiens, und über den in Zukunft unersezlichen Verlust; er wollte einem noch größern zuvorkommen, und schikte Lord Lauderdale nach Paris.

Die Unterhandlungen wurden angeknüpft, und alles kündigte einen glüklichen Ausgang derselben an, als Fox starb. Sie wurden nur noch schläfrig betrieben. Die Minister waren weder aufgeklärt noch kaltblütig genug, um die Nothwendigkeit des Friedens zu fühlen. Preussen, von jenem Geiste getrieben, den England ganz Europa einzuflösen suchte, ließ seine Truppen aufbrechen. Die Kaisergarde erhielt Befehl zum Marsche. Lord Lauderdale schienen die Folgen der neuen Ereignisse, die eingeleitet wurden, zu schreken. Es war die Rede davon, den Vertrag zu unterzeichnen, Preussen mit einzuschliesen, und die Konföderation des nördlichen Deutschlands anzuerkennen. Ewe. Majestät, aus jenem Geist der Mäsigung, von dem Sie Europa so häufige Beispiele gaben, willigten darin. Der Abgang der Kaisergarde wurde um einige Tage ausgesezt; aber Lord Lauderdale zögerte: er glaubte, einen Kurier an seinen Hof schiken zu müssen, und dieser Kurier überbrachte ihm den Befehl, zurükzukehren. Wenige Tage nachher hörte Preussen

auf, eine überwiegende Macht zu seyn. Die Nachwelt wird diesen Zeitpunkt als einen der entscheidendsten in der englischen und französischen Geschichte bemerken.

Der Friede von Tilsit endigte die vierte Koalition.

Zwei große Monarchen, vor kurzer Zeit noch Feinde, vereinigten sich, um England den Frieden anzubieten; aber diese Macht, die aller ihrer Ahnungen ungeachtet sich nicht hatte entschliesen können Bedingungen einzugehen, die Frankreich in einer vortheilhafteren Lage liessen, als die war, in der es sich nach dem Frieden von Amiens befunden, wollte keine Unterhandlungen eröffnen, deren unvermeidliches Resultat Frankreich eine noch vortheilhaftere Lage sicherte. Wir haben, sagte man in England, einen Frieden ausgeschlagen, der das nördliche Deutschland, Preussen, Sachsen, Hessen und Hannover von Frankreich unabhängig erhielt, und alle Kanäle unsers Handels garantirte; wie könnten wir uns nun dazu verstehen, mit dem Kaiser der Franzosen, nachdem er den rheinischen Bund bis nach dem nördlichen Deutschland ausgedehnt und einen französischen Thron an den Ufern der Elbe gegründet hat, einen Frieden zu unterzeichnen, der durch die Macht der Verhältnisse, und welches auch immer die eingegangenen Stipulationen seyn möchten, Hannover und alle Handelskanäle vom Norden, jene Hauptpulsadern unsers Handels, unter seinem Einflusse lassen würde?

Männer, welche die Lage Englands kaltblütig betrachteten, erwiederten: Zwei Koalitionen, deren jede zehen Jahre währen sollte, wurden in wenig Monaten besiegt; die neuen von Frankreich erworbenen Vortheile sind die Folge dieser Ereignisse, und England kann sich ihnen nicht mehr widersezen; freilich hätte man den Vertrag von Amiens nicht brechen sollen. Nachher hätte man die Politik von Fox annehmen sollen. Benuzen wir nun wenigstens die Lehren der Erfahrung, und vermeiden einen dritten Fehler. Anstatt

zurükzusehen, richten wir unsre Blike auf die Zukunft; noch ist die pyrenäische Halbinsel unversehrt und wird von Regierungen geleitet, die ins Geheim Feinde von Frankreich sind. Bis izt haben die Schwäche der spanischen Minister und die persönlichen Gesinnungen des alten Monarchen Spanien in dem Systeme Frankreichs festgehalten. Eine neue Regierung wird die Keime von Haß zwischen den beiden Nationen entwikeln. Der Familienvertrag wurde vernichtet, und das ist einer von den Vortheilen, welche die Revolution England verschaft hat. Holland, obgleich von einem französischen Prinzen regiert, ist unabhängig; es ist sein Interesse, der Zwischenhändler unsers Verkehrs mit dem Kontinente zu bleiben, und denselben zu begünstigen, um Theil an unserm Gewinn zu haben. Ist bei der Fortdauer des Krieges nicht zu fürchten, daß Frankreich seinen Einfluß auf die Halbinsel begründet und seine Mauth in Holland einführt?

Das war die Sprache derjenigen Männer, welche in die Geheimnisse der Zukunft zu dringen wußten. Sie sahen mit Schmerz, daß der von Rußland vorgeschlagene Friede abgelehnt wurde. Sie zweifelten nicht, daß der ganze Kontinent England bald würde entrissen, und in Spanien und Holland eine Ordnung der Dinge eingeführt werden, der es so wesentlich war, zuvorzukommen.

Unterdessen foderte England von dem Hause Braganza, es solle die Halbinsel verlassen, und sich nach Brasilien flüchten. Die Anhänger des englischen Ministeriums brachten Zwietracht unter die Prinzen des spanischen Hauses. Die regierende Dynastie wurde auf immer entfernt, und zufolge der zu Bayonne getroffenen Verfügungen wurde ein neuer Souverän, der mit Frankreich eine gemeinschaftliche Macht und einen gemeinschaftlichen Ursprung hat, zur Regierung von Spanien berufen.

Die Zusammenkunft in Erfurt veranlaßte neue Friedensanträge; aber sie wurden ebenfalls verworfen. Derselbe Geist, der den Bruch der Unterhandlungen des Lords Lauderdale eingegeben hatte, leitete die Angelegenheiten in England.

Die fünfte Koalition brach aus. Diese neuern Ereignisse waren abermals zu Frankreichs Vortheil. Die einzigen Häfen, durch welche England eine anerkannte Verbindung mit dem Kontinente hatte, kamen, mit den illyrischen Provinzen, durch den Wiener Frieden, in die Gewalt Ewr. Majestät, und die Alliirten des Reichs sahen ihre Macht vergrößert.

Die von dem brittischen geheimen Rathe erlassenen Beschlüsse hätten die Handelsgeseze der Welt vernichtet; England, dessen ganze Existenz an den Handel geknüpft ist, verwirrte so den Handel der Nationen. Es hätte alle Vorrechte desselben zerstört. Die Dekrete von Berlin und Mailand bekämpften diese ungeheure Neuerungen. Holland befand sich in einer schwierigen Lage; seine Regierung hatte nicht nachdrükliche Thätigkeit genug, und seine Mauth bot zu wenig Sicherheit dar, als daß dieser Mittelpunkt des Kontinentalhandels lange von Frankreich getrennt bleiben konnte. Ewr. Majestät sahen sich genöthigt, das Schiksal Hollands, sowohl für das Beste Ihrer Völker zu verändern, als auch um die Ausführung des Systems zu sichern, welches Dieselbe dem tyrannischen Verfahren Englands entgegensezten. Indessen gaben Ewr. Majestät, Ihrem Systeme und dem Wunsche nach Frieden beständig getreu, England zu verstehen, es könne die Unabhängigkeit Hollands nur retten, wenn es seine Beschlüsse des geheimen Rathes zurüknehmen, oder sich zu friedlicheren Gesinnungen verstehen würde. Die Minister einer handelnden Nation nahmen eine für ihren Handel so wichtige Eröffnung leichtsinnig auf. Sie antwor-

teten, England vermöge nichts für das Schiksal von Holland. Von ihrem Stolze getäuscht miskannten sie die Beweggründe dieses Schrittes; sie gaben sich das Ansehen, als sähen sie die Wirksamkeit der Beschlüsse ihres geheimen Rathes in denselben, und Holland ward vereinigt. Weil sie es wollten, Sir, so halte ich es für nüzlich, diese Vereinigung durch die konstitutionellen Formen eines Senatskonsults zu befestigen, und schlage Ewr. Majestät diese Masregel vor.

Die Umstände gebieten die Vereinigung der Hansestädte, des Lauenburgischen und des ganzen Küstenlandes von der Elbe bis an die Ems. Dieses Gebiet befindet sich schon unter der Herrschaft Ewr. Majestät. Die ungeheuren Magazine von Helgoland würden immer den Kontinent zu überschwemmen drohen, wenn auf der Küste der Nordsee dem englischen Handel auch nur ein einziger Punkt offen bliebe, und die Mündungen der Jahde, der Weser und Elbe ihm nicht auf immer verschlossen würden.

Die Beschlüsse des englischen geheimen Rathes haben die Vorrechte der Schifffahrt der Neutralen gänzlich vernichtet, und Ewr. Majestät können Ihre Arsenäle nur vermittelst der innern Schifffahrt versehen, und haben auch für Ihren Handel mit dem Norden keinen andern sichern Weg. Die Ausbesserung und Erweiterung des Kanals, der schon zwischen Hamburg und Lübek besteht, und die Anlegung eines neuen, der die Elbe mit der Weser und die Weser mit der Ems verbindet, in einem Lande, wo die Natur keine Hindernisse darbietet, die nur eine vier- bis fünfjährige Arbeit und eine Ausgabe von fünfzehn bis zwanzig Millionen kostet, werden den französischen Handelsleuten einen wohlfeilen, leichten und sichern Weg eröffnen. Ihr Reich kann jederzeit mit dem baltischen Meere verkehren, die Erzeugnisse seines Bodens und seiner Manufakturen nach dem

Norden senden, und die der Marine Ewr. Majestät nöthigen Gegenstände aus demselben beziehen.

Die Flaggen von Hamburg, Bremen und Lübek, die gegenwärtig, durch die Beschlüsse des brittischen geheimen Raths entnationalisirt, auf den Meeren umherirren, werden das Loos der französischen Flagge theilen, und mit ihr für das Interesse der gemeinschaftlichen Sache, zur Wiederherstellung der Freiheit der Meere, wirken.

Der Friede wird endlich kommen; denn spät oder frühe siegen die großen Interessen der Völker, der Gerechtigkeit und Menschlichkeit über die Leidenschaften und den Haß; aber die Erfahrung von 60 Jahren hat uns gelehrt, daß der Friede mit England dem Handel immer nur eine trügerische Sicherheit gewähren kann. Im Jahre 1756, im Februar 1793 und 1801, in Beziehung auf Spanien, wie im Mai 1803 bei dem Bruche des Friedens von Amiens, fieng England die Feindseligkeiten an, ehe es den Krieg erklärt hatte. Die Schiffe, welche im Vertrauen auf den Frieden die Meere befuhren, wurden überfallen, und der Handel beraubt; friedliche Bürger verloren ihre Freiheit, und die Häfen Englands füllten sich mit seinen schändlichen Trophäen an. Sollten sich ähnliche Beispiele eines Tags erneuern, dann würden die Reisenden, die englischen Handelsleute, ihre Personen und ihr Eigenthum, deren man sich in unsern Häfen vom baltischen Meere an bis an das adriatische versicherte, für diese Frevel haften; und wenn die englische Regierung dem Londoner Volke, um es die Ungerechtigkeit des Krieges vergessen zu machen, wieder das Schauspiel dieser gegen alles Völkerrecht gemachten Prisen gäbe, dann würde es ihm auch den daraus erfolgten Verlust zu zeigen haben.

Sir, so lange England auf den Beschlüssen seines geheimen Raths besteht, werden Ewr. Majestät auf Ihren De-

kreten bestehen. Sie sezen der Blokade der Küsten die Kontinentalblokade, und den Räubereien zur See die Konfiskation der englischen Waaren auf dem festen Lande entgegen.

Es ist meine Pflicht, Ewr. Majestät zu sagen: nur durch die Beharrlichkeit, mit der Sie auf diesem System bestehen, können Sie Ihre Feinde auf gemäsigtere Gedanken bringen. Es muß für England ein solcher Zustand von Ungemach daraus entstehen, daß es endlich nothgedrungen einsieht, man könne die Rechte der Neutralen auf der See nicht verlezen, und doch auf den Schuz derselben auf dem festen Lande Anspruch machen; die einzige Quelle seiner Unfälle seyen die Beschlüsse des geheimen Raths, und es habe diese Vergrößerung Frankreichs, die lange seinen Verdruß und seine Eifersucht nähren wird, den blinden Leidenschaften derjenigen zuzuschreiben, die dadurch, daß sie den Frieden von Amiens verlezten, die Negoziation von Paris abbrachen, die Anträge von Tilsit und Erfurt ablehnten, die vor der Vereinigung von Holland gemachten Eröffnungen verschmäheten, seinem Handel und seiner Macht die lezten Streiche versezt, und Ihr Reich zur Erfüllung seiner hohen Bestimmung geführt haben.

Ich bin mit Hochachtung u. s. w.

Champagny, Herzog von Cadore.

Paris, den 8. Dezember 1810.

III.

Geschichtliche Darstellung der Unterhandlungen zwischen Frankreich und England; aus den von dem französischen offiziellen Blatte, vom 15. Dezember, mitgetheilten Aktenstüken gezogen.

Wer dem Gange der Ereignisse in Europa, seit dem Ausbruche der denkwürdigen französischen Revolution, mit

einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, muß einsehen und gestehen, daß die gegenwärtige Lage unsers Welttheils durch den Kampf zwischen England und Frankreich herbeigeführt ward. Nie hätte die Revolution die Wendung genommen, die sie wirklich nahm, wäre Frankreich nicht, durch die ewige Eifersucht der Britten gereizt, und durch ihren ewigen Krieg gedrängt, von einem kühnen Ereignisse ins andre gestürzt, von einem Wagstüke zum andern getrieben worden. Schon das verhaßte Schrekenssystem, welches die junge Republik aus dem schönen Traum von Freiheit wekte, und auch jede Hoffnung derselben vernichtete, war das Werk des brittischen Kabinets, das den Augenblik gefunden zu haben glaubte, seinen ewigen Nebenbuhler zu demüthigen, und auf eine lange Zeit zu entkräften. Diesem Zweke beständig getreu wechselte es nur in den Mitteln, wie sie Zeit und Umstände zu gebieten schienen, und fügte zu dem offenen Kriege, den es führte oder anstiftete, bald Versuche des Meuchelmords, bald Aushungerungsanschläge oder angezettelte Aufstände im Herzen von Frankreich. So nöthigte es die französische Regierung, die ganze Kraft einer großen Nation aufzubieten, um so vielseitigen Angriffen zu begegnen; so machte es sie mit dem Geheimnisse ihrer Macht bekannt, die sie selbst nicht weniger als das übrige Europa überraschte; denn die träge Ruhe erschlaffter und an leidenden Gehorsam gewöhnter Völker hatte lange der Welt das große Schauspiel nicht gegeben, was eine Nation vermag, die entschlossen ist, ihre Unabhängigkeit gegen fremde Willkühr zu vertheidigen. So war Frankreich durch den ewigen Kriegszustand genöthigt, auf dem Kontinente alle Mittel aufzubieten, um England in seinem vernichteten Handel und in seinen Alliirten zu schlagen, weil es diese Macht auf dem Meere nicht bekämpfen konnte. Bei dieser Lage der Dinge konnte Frankreich nie seine Waffen ruhen lassen, weil es nie die Aussicht zu

einem dauernden Frieden hatte; und es wurde durch England selbst von Eroberung zu Eroberung, von Triumph zu Triumph geführt. Hätte das brittische Kabinet in den Frieden gewilligt, den die französische Regierung so oft und mit Ernst wollte, dann wäre die Lage von Europa, in seinen größern Verhältnissen, wahrscheinlich unverändert geblieben, weil es an einem Vorwande und oft sogar an Mitteln gefehlt haben würde, einen Krieg fortzusezen, der endlich die gegenwärtige Gestalt unsers Welttheils herbeiführte.

Wir wollen die früheren Ereignisse übergehen, welche diese Meinung unterstüzen, und uns auf die Epoche einschränken, welche die Aktenstüke, von denen hier die Rede ist, umfassen.

Im Jahre 1806 war England mit Frankreich in Unterhandlungen begriffen, die von Lord Yarmouth in Paris waren eröffnet, und von Lord Lauderdale, seinem Nachfolger, abgebrochen worden. In dem Spätjahre sah man einem Kriege mit Preussen entgegen, welches das Schiksal von Europa noch einmal auf die Wagschale legen wollte. Das Loos von Deutschland war entschieden, und Oestreich hatte in dem Vertrage von Preßburg dem Sieger bei Austerliz gehuldigt, als Preussen mit einer unbegreiflichen Zuversicht auf den Kampfplaz trat. Die verhängnißvollen Ereignisse, die diesem Kriege folgten, sind bekannt genug, und waren leicht vorauszusehen. Das Jahr 1806 war für das Schiksal von Europa entscheidend; von England hieng es ab, ihm eine andere Wendung zu geben. Da alles schon zum Kriege gegen Preussen vorbereitet war, erklärte der französische Bevollmächtigte, auf die ausdrükliche Weisung des Kaisers, dem Lord Lauderdale, »ein schneller Friede, wenn er noch abgeschlossen und ratifizirt würde, ehe die militärischen Operationen eine gewisse Bedeutung erlangt hätten, könne den Gang derselben sogleich unterbrechen, und es hänge allein

von England ab, die schöne Rolle eines Friedensstifters des Kontinents zu übernehmen; diese Rolle sey um so schöner, da es sich dadurch das Verdienst erwerben könne, eine Macht zu retten, deren Erhaltung so wesentlich in dem Interesse des brittischen Kabinets liege. Habe es nun die Absicht, für Preussen etwas zu thun, dann dürfe man keinen Augenblik zögern, weil, sey der Krieg einmal ausgebrochen, er auch entscheiden müsse.»

Lord Lauderdale erwog diese Erklärung; und da er sich einer frühern erinnerte, welche die Unmöglichkeit Dalmatien abzutreten betraf, so erklärte er, einen Kurier an seinen Hof schiken zu wollen, und bat sich eine zweite Konferenz aus, die auch den 26. September 1806 statt hatte. Der Kurier hatte ihm die Zusammensezung des neuen Ministeriums, nebst Verhaltungsbefehlen die Unterhandlung betreffend, überbracht; diese waren nicht für den Frieden, und der Gesandte begehrte noch denselben Tag seine Pässe, um sich nach seinem Vaterlande zu begeben.

Auf dieses Begehren antwortete der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand, in einem Schreiben aus Mainz, wo der Kaiser eingetroffen war, vom 30. September. »Nachdem Se. Maj.», heißt es in demselben, »aus Liebe zum Frieden, in alle Vorschläge gewilligt haben, die ihn dauerhaft und den beiden kontrahirenden Mächten und ihren Alliirten hätten nüzlich machen können, werden Dieselbe mit einem unangenehmen Gefühle den Bruch einer Unterhandlung sehen, von welcher Ihre persönliche Gesinnungen Sie ein ganz anderes Resultat hatten hoffen lassen. Will das englische Kabinet der Aussicht auf den Frieden entsagen, und soll sein Bevollmächtigter Frankreich verlassen, dann schmeichelt sich der Kaiser doch, das englische Kabinet und Lord Lauderdale werden, wenn sie die großen und mannigfaltigen Opfer erwägen, die er einer

aufrichtigen Versöhnung zu bringen bereit war, die innige Uiberzeugung hegen, daß Se. Maj. zum Glük der Welt keinen Vortheil mit denen des Friedens auf die Wagschale legen wollten, und daß die Absicht, Ihren Völkern die Wohlthaten desselben zu sichern, allein Ihr väterliches Herz zu Opfern bestimmen konnte, die größer waren, als sie selbst die Meinung des englischen Volkes in einem durchaus glüklichen Kriege, ohne den geringsten Unfall, angegeben haben würde.

»Wenn es indessen in dem Schiksale des Kaisers und des französischen Volkes läge, noch unter Kriegen und Stürmen zu leben, welche Englands Politik und Einfluß erregte, dann zählten Se. Maj., nachdem Sie alles gethan, um den Unfällen des Kriegs ein Ende zu machen, und sich in Ihren theuersten Hoffnungen betrogen sahen, auf die Gerechtigkeit Ihrer Sache, auf den Muth, die Liebe und Macht Ihrer Völker.

»Se. Maj., Die sich noch der in dem ganzen Laufe der Unterhandlung geäußerten Gesinnungen erinnern, können aber nicht ohne Bedauern sehen, daß England, welches seine weitschichtige Macht durch die Wohlthat des Friedens verherrlichen konnte, dessen Bedürfniß die gegenwärtige Generation und das englische Volk wie alle andere fühlen, die schönste Gelegenheit dazu freiwillig entschlüpfen läßt. Die Zukunft wird lehren, ob eine neue Koalition Frankreich nachtheiliger als die drei ersten seyn wird. Die Zukunft wird zeigen, ob diejenigen, welche sich über die Größe und den Ehrgeiz von Frankreich beklagen, nicht ihrem Hasse und ihrer Ungerechtigkeit die Größe und den Ehrgeiz zuzuschreiben haben, die sie ihm zum Vorwurf machen. Frankreich hat sich nur durch die so oft erneuerten Versuche, es zu unterdrüken, vergrößert.

»Was man auch immer von der Vergangenheit auf die Zukunft schliesen darf, Se. Maj. werden doch immer bereit seyn, wenn die Unterhandlungen mit England abgebrochen werden sollten, sie mitten im Laufe der Ereignisse wieder anzuknüpfen; Sie werden bereit seyn, dieselben nach den mit dem rühmlichst bekannten Minister gelegten Grundlagen wieder aufzunehmen, welcher der Welt zu frühe entrissen wurde.«

Nach dieser Aeußerung des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zweifelte man also nicht an einem Frieden zwischen Frankreich und England, wenn Fox das Leben erhalten hätte. Fox war ein aufgeklärter, rechtlicher Mann, der nicht nur das Beste seines Volks, sondern auch das der Welt mit aufrichtigem Herzen wollte; er war nicht nur Britte, sondern auch Mensch, und verabscheuete die egoistischen Grundsäze, nach denen das Interesse eines Volkes oder einer Regierung für sie höchstes Gesez ist. Es giebt indessen Verhältnisse zwischen Staaten, welche den Gesinnungen derjenigen, die an ihrer Spize stehen, entgegen seyn können, und doch fortbestehen. England könnte gegen Frankreich eine feindselige Haltung haben, und die beiderseitigen Regierungen die friedlichsten Gesinnungen nähren. Dem sey indessen wie ihm wolle, England brach die Friedensunterhandlungen ab, und der glorreiche Feldzug begann gegen Preussen und Rußland.

Dieser Krieg des nördlichen Europa's gegen Frankreich war vielleicht der entscheidendste für Napoleon. Das nördliche Deutschland galt für den Siz der Seele und des Gemüthes desselben, während dem die südlichen Gegenden dem Magen und den unedleren Organen dienten. Diese Absönderungswuth des nördlichen und südlichen, des protestantischen und katholischen Deutschlands war so blind, daß sie auch die nahe gemeinschaftliche Gefahr nicht erkennen wollte; diese

unpatriotische Abtheilung der Deutschen hat sogar Deutschland überlebt, und währt noch in rezensirenden Instituten und Blättern fort, nachdem ein gemeinschaftliches Schiksal, wenigstens in andern Rüksichten, die alte Gleichheit wiederhergestellt hat, wie sie vor der Reformation bestand.

Preussen genoß seit dem siebenjährigen Kriege eine hohe Achtung, die ihm sein großer Friedrich erworben hatte. Die alten Zeiten und die alte Kraft wären untergegangen. Aber die Meinung, sie seye noch so ungegründet, ist bei dem einzelnen Menschen und bei Staaten auch eine Macht; und oft wirkt der Glaube an einen Todten, was sein lebendiges Daseyn nicht gewirkt hätte. Man wünschte die Erhaltung Preussens in Deutschland, weil es der lezte Staat in Deutschland war, der sich aufrecht erhalten zu haben schien. Das Vertrauen auf den Norden war groß; am größten aber sein eignes auf sich und seinen Werth. Der russische Koloß glänzte aus der Ferne in einem Lichte, das sich endlich über den ganzen Erdkreis auszubreiten schien. Mit hoher Erwartung sah man den Ereignissen des Feldzugs von 1806 und 1807 entgegen. Die politischen und militärischen Schriftsteller des Nordens hatten mit Hohn von den Oestreichern und ihrem Schiksale gesprochen, und deuteten mit einem stolzen Vorgefühle auf die Wunder der nahen Zukunft. . . . . An einem Tage fiel die preussische Macht von ihrer Höhe in eine bodenlose Tiefe . . . und Rußland unterschrieb endlich den Vertrag von Tilsit. . .

Da nun der Friede auf dem festen Lande wiederhergestellt war, gab Napoleon seinem ersten und bleibenden Wunsche Gehör, auch dem Meere den Frieden zu geben. Der russische Hof ließ, durch den Hrn. v. Alopeus, dem brittischen Kabinette die Nachricht von dem am 7. Juli zu Tilsit mit Frankreich abgeschlossenen Vertrag bekannt machen, und zugleich seine Vermittelung zum Abschlusse eines Friedens

mit dieser Macht anbieten. Der englische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Hr. Canning, antwortete unter dem 5. August: »Der König, sein Herr, seye immer bereit gewesen, alles zur Abschliesung eines allgemeinen Friedens beizutragen, der die Ruhe von Europa zu sichern geeignet wäre. Diesen Gesinnungen seye er noch stets getreu, und werde sie auch nie verläugnen. Se. Maj. erwarteten demnach die Mittheilung der Artikel des zu Tilsit abgeschlossenen Vertrags, und die Auseinandersezung der gerechten und ehrenvollen Grundsäze, nach denen der russische Kaiser glaube, daß Frankreich mit Großbritannien zu unterhandeln geneigt sey. Se. Maj. erwarteten übrigens, in den Stipulationen des Tilsiter Vertrags und in den Grundsäzen, nach denen, wie man sage, Frankreich zu unterhandeln bereit seyn solle, einen Karakter zu finden, welcher Sr. Maj. die gerechte Hofnung gewähre, zu einem Frieden zu gelangen, der die Sicherheit und die Ehre in sich vereinige. In diesem Falle werde der König die angebotene Vermittelung Rußlands mit Vergnügen annehmen.»

Unter dem 20. November desselben Jahres fragte der östreichische Gesandte, Fürst von Stahremberg, auf Befehl seines Hofes, bei dem brittischen Staatssekretär der auswärtigen Verhältnisse, ob der König von England nicht geneigt sey, sich in Unterhandlungen zum Abschlusse eines Seefriedens nach Grundsäzen, die dem Interesse der daran theilnehmenden Mächte angemessen seyen, einzulassen.

Der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, Canning, antwortete dem Fürsten von Stahremberg, den 23. Nov.: »Se. Maj. der König von England habe seine aufrichtigen Wünsche für die Wiederherstellung eines ehrenvollen und dauerhaften Friedens schon oft geäußert, dieselben auch besonders in einer Antwort vom lezten April, auf den offiziellen Antrag der Vermittelung des Kaisers von Oest-

reich, an den Fürsten von Stahremberg deutlich zu erkennen gegeben. Gleiche Gesinnungen hätten Se. Maj. auf einen ähnlichen Antrag des russischen Hofes an Tag gelegt, und die Antwort auf denselben seye dem Wiener Kabinette mitgetheilt worden. Der König könne sich, unter diesen Umständen, eines Gefühles von Erstaunen nicht erwehren, daß man die Erklärung von Gesinnungen aufs neue fodere, da sie doch dem Wiener Hofe schon so lange Zeit, und so förmlich sey mitgetheilt worden.»

Unter dem 1. Jänner erklärte der östreichische Gesandte in einer Note an den Minister Canning: »Den friedlichen Gesinnungen zufolge, welche Se. brittische Maj. in der ihm ertheilten Antwort vom 23. Nov. geäußert habe, schlage er, den Befehlen seines Hofs und den Wünschen des der Tuilerien gemäs, dem englischen Ministerium vor, sogleich Bevollmächtigte nach Paris zu senden, um daselbst über die Wiederherstellung des Friedens zwischen allen gegenwärtig mit England im Kriege begriffenen Mächten zu unterhandeln. Diese offene und freimüthige Einladung von Seiten Frankreichs sey ein zuverlässiger Beweis der Aufrichtigkeit seiner Absichten, dem Elende des Kriegs ein Ende zu machen.»

Der englische Minister antwortete, unter dem 8. desselben Monats: »Der Fürst von Stahremberg habe, bei der Mittheilung des Vorschlags, Bevollmächtigte zur Abschliesung des Friedens nach Paris zu schiken, zu bemerken vergessen, ob er diesen Auftrag von seinem Hofe oder von der französischen Regierung erhalten habe. Se. Maj. der König habe seine Neigung, den Frieden abzuschließen, oft genug zu erkennen gegeben, daß die Aufrichtigkeit seiner Absichten wohl keinen Zweifel leide; aber erwartet habe er nicht, daß dieser Antrag einer Vermittelung erneuert würde, ohne der Bedingungen zu erwähnen, welche Se. Maj. als Prälimi-

närartikel, vor der Eröffnung der Unterhandlungen, angenommen wissen wollte.

»Da überdies die Note des östreichischen Botschafters, vom 23. Nov., als die Grundlage des gethanen Vorschlags angegeben werde, so bemerkten Se. brittische Maj. mit Erstaunen, daß dieser Vorschlag sich nur auf die Mächte beziehe, die mit Frankreich gegen Großbritannien im Kriege begriffen seyen, ohne der brittischen Alliirten gegen Frankreich zu erwähnen.»

»Habe der Wiener Hof, erklärt der englische Minister weiter, an dem Schritte des Fürsten von Stahremberg keinen andern Antheil, als daß er denselben bevollmächtigte, die Kommunikationen Frankreichs anzunehmen, und sie der brittischen Regierung zu übermachen, dann müsse er dem östreichischen Gesandten bemerken, daß, obgleich der Karakter, mit dem er von seinem Hofe bekleidet sey, ihm das vollkommenste Vertrauen in Ausübung seiner diplomatischen Funktionen, die er im Namen seines Herrn mache, in jeder Hinsicht zusichre, dies doch der Fall nicht mehr sey, wenn er im Namen einer andern Macht spreche; und das brittische Kabinet glaube nicht eine ähnliche Kommunikation annehmen, und darauf eine öffentliche und wichtige Masregel gründen zu müssen, wenn einem solchen Schritte nicht eine besondre Autorisation vorausgehe. Se. brittische Maj. seyen eingeladen, Bevollmächtigte nach Paris zu schiken, ohne daß man nur im geringsten die Base angebe, auf welche man diese Unterhandlung zu gründen gedenke. Bezweifle man aber die Nothwendigkeit, vorläufig die Grundlage der Unterhandlung festzusezen, wenn sie einige Hofnung eines glüklichen Erfolgs geben solle, dann dürfe man sich nur die Erfahrung der lezten Negoziation mit Frankreich ins Gedächtniß rufen. Dieselbe Negoziation habe auch den Nachtheil einer Unterhandlung in Paris gezeigt.»

»Se. Majestät, schlieset der Minister, wollen mit Frankreich unterhandeln, aber nur auf dem Fuße einer vollkommnen Gleichheit. Se. Maj. sind bereit, mit den Alliirten von Frankreich zu unterhandeln; aber die Unterhandlung muß ebenfalls die Interessen der Alliirten von Großbritannien umfassen. Sobald die Grundlagen einer Unterhandlung auf eine befriedigende Art bestimmt seyn werden, und man über den Ort übereingekommen ist, gegen den sich keine Einwendung machen läßt, sind Se. Maj. geneigt, Bevollmächtigte zu ernennen, um sich mit denen der übrigen im Kriege begriffenen Mächte zu vereinigen; aber Se. Maj. werden sich nicht aufs Neue dazu verstehen, Ihre Bevollmächtigten in eine feindliche Hauptstadt zu schiken.»

Wir haben diese Note des brittischen Staatssekretärs beinahe wörtlich in ihrem ganzen Umfange angeführt, um die Gründe kennen zu lernen, aus denen England den von Frankreich so oft angebotenen Frieden ausschlug. Die Klage des Ministers bezieht sich auf die Vernachläßigung einiger Formalitäten, die man ohne Zweifel übersehen hätte, läge der Friede in den Gesinnungen des brittischen Kabinets.

Alle diese Verhandlungen fallen in den Anfang des Jahres 1808. In dem Oktober desselben Jahres hatte die merkwürdige Zusammenkunft der Kaiser von Frankreich und Rußland in Erfurt statt. Unter dem 12. des angeführten Monats schrieben die beiden Monarchen an den König von England einen Brief, in welchem sie denselben baten, zur Abschliesung eines allgemeinen Friedens beizutreten. Die Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Frankreich und Rußland begleiteten den Brief ihrer Suveräne an den König von England mit einem Schreiben an den Staatssekretär Canning. Sie berichten demselben, daß ihre Monarchen Bevollmächtigte ernannt haben, die sich nach der Stadt des festen Landes begeben würden, in welche Großbritannien und

seine Alliirten die ihrigen zu schiken geneigt seyn könnten. Was die Grundlage der Unterhandlung betreffe, so verstünden sich Ihre Majestäten zu derjenigen, welche England selbst früher vorgeschlagen habe, nämlich zu dem gegenwärtigen Besizstande (uti possidetis), oder auch zu einer jeden andern, die auf die Gerechtigkeit, die Wechselseitigkeit und Gleichheit, die unter allen großen Nationen herrschen müssen, gegründet sey.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt bei L. Schellenberg in Wiesbaden.

Rheinisches Archiv

für

Geschichte und Litteratur.

Herausgegeben

von

N. Vogt und J. Weitzel.

Erster Band.

Erstes bis viertes Heft.

Mainz 1810.
In Kommission bei Florian Kupferberg.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Heft.

I. Gedichte.

An Adelinden; von Lehne. . . . . . . Seite 1

Unter einem Ahornbaume; von K. Habermann. . . . . — 5

Das Herannahen des Frühlings; von demselben. . . . . — 7

Die Ansicht vom Berge; von Neuß. . . — 8

Sylvius Grabschrift; von K. Habermann. — 10

II. Uiber Religionsreformen; von Weitzel. . — 11

III. Geschichte der Zeit; von demselben. . . — 28

IV. Versuch einer Geschichte des östreichischen Feldzugs von 1809; von demselben. . . . — 44

V. Die alte, goldene Zeit am Rheine; von Butenschön. . . . . Seite 75
VI. Kritische Miszellen über Gemälde und Maler; von N. Müller. . . . . — 79

Zweites Heft.

I. Gedichte.
Vaterlands-Gesang auf dem Königsstul des Donnerbergs; von Lehne. . . . . . — 97
Des Marsias Enkel; von demselben. . . — 100
Erste Liebe; von K. Habermann. . . — 101
II. Uiber den Großherrn und seinen Hof; von Weitzel. . . . . — 102
III. Ehre und Unehre der Deutschen; von P. Boost. . . . . — 114
IV. Mainz und seine Bewohner zur Zeit der Römer; von Lehne. . . . . — 128
V. Kritische Miszellen über Gemälde und Maler (Fortsezung); von N. Müller. . . . — 152
VI. Geschichte der Zeit; von Weitzel. . . . — 172

Drittes Heft.

I. Gedichte.
Glaubensbekenntniß; von Lehne. . . . — 193
Die Wasserfahrt; von K. Habermann. — 195

Die Schlummernde; von K. Habermann. Seite 197
II. Die Ruinen am Rhein. Uiber die Alterthümer von Cölln; von C. Ritter. . . . — 199
III. Der Dom zu Cölln; von Werner, Verfasser der Söhne des Thales. . . . . — 221
IV. Bruchstüke einer Rheinreise; von Weitzel. — 223
V. Uiber die geographische Lage des alten Sicila, wo Kaiser Alexander Severus im Jahr 236 ermordet wurde; von Lehne. . . . — 242
VI. Die Vermählung des Kaisers Napoleon mit der östreichischen Prinzessin Louise; von Vogt. . . . . — 256
VII. Uiber das geistliche und weltliche Benehmen des Pabstes; von demselben. . . . . . . — 266
VIII. Geschichte der Zeit; von Weitzel. . . — 275

Viertes Heft.

I. Gedichte.
Der Schläfer; von N. Müller. . . . . — 289
Zilia an Klodwich; von demselben. . . — 290
Die Liebe ein Kamäleon; von demselben. . — 292
Die Auflösung; von Lehne. . . . . . — 293
II. Kritische Miszellen über Gemälde und Maler (Fortsezung); von N. Müller. . . — 294
III. Ehre und Unehre der Deutschen (Beschluß); von P. Boost. . . . . — 312

IV. Von dem Frieden der Kirche in den Staaten der rheinischen Konföderation; ausgesprochene Wünsche Carls, Erzbischoffen-Metropoliten zu Regensburg; von Vogt. Seite 346

V. Merkwürdige Scenen aus dem Bauernkriege von 1525, nach der ungedrukten Handschrift des Grafen Ulrich von Rappoltstein; von Butenschön. . . . . — 357

VI. Gelehrte Gesellschaft in Trier. . . . . . . — 390

Rheinisches Archiv

für

Geschichte und Litteratur.

Herausgegeben

von

N. Vogt und J. Weitzel.

Zweiter Band.

Fünftes bis achtes Heft.

Mainz 1810.

In Kommission bei Florian Kupferberg.

Inhalt des zweiten Bandes.

Fünftes Heft.

I. Gedichte.

An den Frühling; von Sarasin. . . Seite 1

Aufruf zum Lebensgenuß, gewidmet dem Museum in Mannheim; vom geheimen Rath v. Klein. . . . . — 3

II. Untersuchung über die römische Vertheidigungslinie und die Angabe der Itinerarien von Rheinzabern bis Bingen; von Lehne. — 6

III. Uiber den Einfluß der Verbindung zwischen Oestreich und Frankreich auf einen allgemeinen Frieden; von Weitzel. . . . — 24

IV. Versuch einer Geschichte des östreichischen Feldzugs von 1809 (Fortsezung); von demselben. . . . . — 40

V. Die vier Kaiserthümer des europäischen Völkerbundes; von N. Vogt. . . . . . Seite 70
VI. Geschichte der Zeit; von Weitzel. . . — 77

Sechstes Heft.

I. Gedichte.
Am Sarge meiner Tochter Emilie; von K. Habermann. . . . . — 93
Der Herzog von Ossonna; von demselben. . — 95
II. Uiber die Anwendbarkeit des Fellenbergischen Akersystemes in andern Gegenden; von Neeb. . . . . — 97
III. Auszüge aus der Geschichte des rheinischen Bundes; von Vogt. . . . . — 114
IV. Versuch einer Geschichte des östreichischen Kriegs von 1809 (Beschluß); von Weitzel. — 137
V. Uiber eine Parlamentsreform in England; von demselben. . . . . — 163

Siebentes Heft.

I. Gedichte.
Das Rheinthal bei Mainz, erste Elegie; von Lehne. . . . . — 189
Edwin und Lena; von N. Müller. . . — 191
Charaden; von K. Habermann. . . . — 193

II. Die Waldgräfin, Volkssage; von K. Habermann. . . . . Seite 195
III. Kritische Miszellen über Gemälde und Maler (Fortsezung); von N. Müller. . . — 218
IV. Uiber eine Parlamentsreform in England (Beschluß); von Weitzel. . . . . . — 246
V. Geschichte der Zeit; von demselben. . . . — 268

Achtes Heft.

I. Gedichte.
Das Rheinthal bei Mainz, zweite Elegie; von Lehne. . . . . — 293
Wilhelm Tells Kapelle; von einer bekannten Dichterin. . . . . — 295
II. Kritische Miszellen über Gemälde und Maler (Beschluß); von N. Müller. . . — 301
III. Auszüge aus der Geschichte des rheinischen Bundes (Fortsezung); von Vogt. . . — 326
IV. Auszug eines merkwürdigen ungedrukten Schreibens an den Kurfürsten Anselm Kasimir zu Mainz, über den Tod des berüchtigten Herzogs von Fridland (Wallenstein), und die damaligen Ereignisse in Staats- und Militärsachen; vom Jahr 1634; von Bodmann. . . . . — 345
V. Uiber die vom Hrn. Professor L. von Baczko zu Königsberg aufgeworfene Frage: Hatte

der deutsche Orden Mysterien denen der
Tempelherrn ähnlich? von Polzer. . . Seite 355

VI. Geschichte der Zeit.

Spanien und Portugal; von P. A. Müller. . . . . — 377

Spanisches Amerika; von Weitzel. . . . — 390

Auflösung der Charaden im siebenten Hefte.

Rheinisches Archiv

für

Geschichte und Litteratur.

Herausgegeben

von

N. Vogt und J. Weitzel.

Dritter Band.

Neuntes bis zwölftes Heft.

Mainz 1810.
In Kommission bei Florian Kupferberg.

Inhalt des dritten Bandes.

Neuntes Heft.

I. Gedichte.

Das Rheinthal bei Mainz, dritte Elegie; von Lehne. . . . . Seite 1

II. Uiber die vom Hrn. Professor L. von Baczko zu Königsberg aufgeworfene Frage: Hatte der deutsche Orden Mysterien denen der Tempelherrn ähnlich? (Beschluß) von Polzer. . . . . — 6

III. Merkwürdiges ungedruktes Schreiben und Bericht an den Kurfürsten Anselm Kasimir von Mainz über die berühmte Nördlinger Schlacht vom 6. Sept. 1634; von Bodmann. . . . . — 20

IV. Bruchstüke einer Rheinreise; von Weitzel. Seite 31
V. Geschichte der Zeit.
Frankreich und England; von demselben. . — 66
Rußland und die Türkei; von P. A. Müller. . . . . — 78

Zehntes Heft.

I. Gedichte.
Das Rheinthal bei Mainz, vierte Elegie; von Lehne. . . . . — 89
An Euphrosine, Sonett; von Habermann. . . . . — 93
II. Auszüge aus der Geschichte des rheinischen Bundes (Fortsezung); von Vogt. . . — 94
III. Urkundliche Beschreibung der vom Marggrafen Albrecht dem jüngern von Brandenburg im Jahre 1552 vorgenommenen Uiberrümpelung, Brandschazung und Mishandlung der Stadt Mainz und ihrer Umgebungen ꝛc. Aus einer gleichzeitigen Handschrift mitgetheilt; von Bodmann. . . . . . — 128
IV. Zur Geschichte von Frankfurt am Main; von Matthiä. . . . . — 141
V. Einige Nachrichten über die vormaligen Gewerbe der Stadt Mainz; von Schunk. . — 151
VI. Bruchstüke einer Rheinreise; von Weitzel. — 159
VII. Geschichte der Zeit; von P. A. Müller. — 177

Eilftes Heft.

I. Gedichte.

Die Stimme; von K. Habermann. . Seite 189

Pauline, Fürstin von Schwarzenberg; von demselben. . . . . — 190

II. Einige Bemerkungen über Ariosto, veranlaßt durch einen Tadel G. E. Lessings; von Felix. . . . . — 193

III. Meteorologische Bemerkungen über das Vorhersagen der Witterung; von Neeb. . . — 216

IV. Kurze Verzeichnuß, wie die Pfaltz von Landtgraue Wilhelm von Hessen vndt andern vberzogen, geplundert, vnd verbrandt worden. An. Dnj 1504; von Bodmann. . — 222

V. Parallele des philosophischen Geistes der deutschen und der französischen Nation; von Neeb. . . . . — 232

VI. Uiber die Masregeln Napoleons gegen den englischen Handel; von Vogt. . . . . — 241

VII. Geschichte der Zeit.

Uibersicht der neuesten Ereignisse; von Weitzel. . . . . — 249

Schweden; von P. A. Müller. . . . — 260

Zwölftes Heft.

I. Gedichte.

Der Taunus, Ode an v. Fichard und Feyerlein; von Gerning. . . . . . . — 269

II. Adeline, Novelle; von K. Habermann. Seite 274
III. Auszüge aus der Geschichte des rheinischen Bundes (Fortsezung); von Vogt. . . — 295
IV. Geschichte der Zeit.
Frankreich; von Weitzel. . . . . . . — 325

Außer den gewöhnlichen Rubriken wird das rheinische Archiv auch in Zukunft eine Anzeige der merkwürdigsten französischen und deutschen Werke, welche sich mit Gegenständen beschäftigen, die in dem Kreise dieser Schrift liegen, enthalten, und sie in gehaltvollen Auszügen, nebst ihrem eignen Urtheile darüber, zur Kenntniß der Leser bringen. Zwekmäsige Beiträge werden honorirt; man bittet sie an die Andreäische Buchhandlung in Frankfurt, an die Schellenbergische in Wiesbaden, oder an Florian Kupferberg in Mainz zu schiken.

Von dem rheinischen Archiv erscheint jeden Monat ein Heft von 6 Bogen; vier Hefte machen einen Band aus, wozu Titel und Register geliefert werden. Der ganze Jahrgang kostet rthlr. 5 oder fl. 9.



Handelsgesezbuch des französischen Reichs, in das Deutsche übersezt, nebst beigefügtem Originaltext, mit erläuternden Bemerkungen für Handels- und Geschäftsleute begleitet, von A. Mann, Greffier des Handelsgerichts in Mainz. 2 Thle. gr. 8. rthlr. 3. 4 ggr. oder fl. 4. 48 kr.

Réduction de toutes les monnaies ayant cours dans l'empire français, suivant les décrets impériaux du 18 Août et 12 Septembre 1810. Cents pièces de chaque monnaie. Suivie de quelques tableaux du calcul des provisions, rabais et intérêts. Berechnung aller Münzen, welche in dem französischen Kaiserthume gelten, vermöge den kaiserlichen Dekreten vom 18. August und 12. September 1810. Hundert Stüke von jeder Münze. Nebst einigen Tabellen über die Provisions- Rabatt- und Zinsberechnungen. 8. geheft. 10 ggr. oder 40 kr.

Archiv für das Notariat von P. N. Theyer. 2 Bände in 6 Heften. 8. geheftet rthlr. 2. 16 ggr. oder fl. 4. 48 kr.





